



Fünftes Buch.

Unterdeß der König mit einer kleinen Anzahl 1592.
Protestanten den Weg nach der Picardie
nahm, verlorh der Prinz von Parma keinen Augen-
blick, um nach Paris zu kommen; von wo er ohne die
geringste Schwierigkeit, aber schlecht zufrieden mit
seinem Feldzuge, äußerst mißvergnügt über die Ligue
und ihre Häupter, und sehr verdrießlich über seine
Wunde, von der er nie ganz geheilt zu werden fürchte-
te, nach Flandern zurück kehrte.

Die umständliche Erzählung von allen den Be-
gebenheiten, die sich in diesem und dem vorigen Jahre
in den verschiednen Gegenden des Königreichs zugetra-
gen haben, muß man in den Geschichten dieser Zeit
suchen. Der Angriff auf Saint-Denis, wo der Rit-
ter von Amale ums Leben kam; die Eroberung von
Stenay und von Dun in Lothringen, die Niederlage
des Herrn von Amblise und die andern Thaten des
Herzogs von Bouillon, vor und nach seiner Vermäh-
lung; der Verlust der Schlacht bey Craon; die Nie-
derlage des Herrn von Guerche und die Blockade von
Poitiers sind die vornehmsten Begebenheiten, zu wel-
chen man noch eine Menge andrer rechnen kann, die
in Provence, Dauphine und Poitou vorgiengen. Man
würde auch noch nach dem Rückzuge des Prinzen von
Parma, bis zu den Unterhandlungen, die vor der Krö-
nung

nung des Königs voraus giengen, manchen merkwürdigen Vorfall antreffen. Ich habe schon weiter oben mein Stillschweigen über alle diese Punkte gerechtfertiget; und überdem bediene ich mich der hergebrachten Freiheit, in Memoiren nur das anzuführen, was uns am auffallendsten geschehen hat. Dahin gehören die Begebenheiten des Grafen von Soissons und des Herzogs von Epemon, die ich bisher noch nicht habe berühren können.

Der Graf von Soissons, ob er gleich die Partey des Königs verlassen, und sich mit ihm in Bearn verzürnt hatte, wie wir schon gesehen haben, gab deswegen doch die Hofnung nicht auf, die Prinzessin von Navarra, deren ganze Zärtlichkeit er besaß, noch zu heirathen. Nach dem Tod Heinrichs des III. dessen Anhänger er zuletzt gewesen war, war er in der Armee des Königs zurück geblieben, und diente ihm, wie so viele andre, ohne Zuneigung, und nur so lange, bis er neue Entwürfe gemacht haben würde, oder bis sich eine Gelegenheit darböthe, die seiner Liebe günstig wäre. Bey der Belagerung von Rouen glaubte er diese gefunden zu haben. Er hielt diese Unternehmung für zu wichtig, als daß der König noch an etwas anders denken könnte, gab eine Reise nach Nogent vor, schlich sich aus dem Lager, und gieng in größter Eil heimlich nach Bearn, um seine Heirath ohne Vorwissen des Königs zu vollziehen. Aber er war einer von denen, deren geringste Bewegung Heinrich beobachtete; er errieth daher auch gleich seine Absicht und nahm die besten Maasregeln, so, daß der Graf bey seiner Ankunft in Bearn zwar die Prinzessin in den günstigsten Gesinnungen gegen ihn fand (ja man hat gar behaupten wollen, daß sie ihn zu dieser Reise vermocht hätte); aber der Staatsrath, dem der König in dieser Provinz

die

die Regierung während seiner Abwesenheit übertragen hatte, war anderer Meinung. Der Herr von Pangeas, der ihn dirigirte, bot dem Grafen die Spitze, zeigte die Befehle des Königs vor, empörte das Land gegen ihn, und zwang ihn endlich, mit dem Schwurf, vergebens solch Aufsehn gemacht zu haben, nach Frankreich zurück zu kehren. Die einzige Rache, die der Graf von Soissons dafür nehmen konnte, war, daß er ihn die Treppe hinunter stieß, da er ihm eines Tages bei dem König zu Pontoise begegnete.

Aus allen diesen Zügen lernt man den Charakter des Grafen von Soissons kennen. Um ihn völlig so zu schildern wie er war, setzen wir hinzu, nie gab es einen grenzenlosen und dabey blindern Ehrgeiz, als den seinigen. Jede Begebenheit schien ihm blos eine Stufe, um darüber weg, nach seinen Zwecken zu steigen, und schleuderte ihn immer wieder auf neue Wege, die ihn immer mehr von seinem Ziel entfernten, je mehr er sich demselben zu nähern glaubte. Er wußte selbst niemals, was genau seine Absicht war. Unruhig, verdrießlich, eifersüchtig, nährte er alles durch seinen Ehrgeiz, und aus nichts zog er Vortheil. Die Natur hatte ihn nicht geschaffen, um mit dem Könige übereinstimmend zu denken und zu handeln. Sie waren sich in nichts ähnlich, weder in der Gemüthsart, noch in dem äußern Betragen. Der König war freimüthig und offen; der Graf von Soissons von Natur kalt und wenig zuvorkommend, damit verband er nun noch ein angenommenes Phlegma, und die Kunst der niedrigsten Verstellung. In einer erkünstelten Ernsthaftigkeit suchte er jenes Ansehn von Größe, welches Ehrfurcht einprägt. Er befließ sich darauf, nicht gekannt zu seyn, und nahm die eiskalte Mine, womit wir die falsche Gravität beantworten, für Ehrfurcht. Pracht und

A 2

Pomp

Pomp waren ganz nach seinem Geschmack. Mit einem Wort, der Ehrgeiz hatte von seinem Herzen Besitz genommen, und sein ganzes Betragen war nichts als Ceremonial und Förmlichkeit; die Aehnlichkeit dieses Charakters mit dem Spanischen National-Charakter war vielleicht mit Schuld an dem unbezwinglichen Widerwillen des Königs gegen ihn.

Der Herzog von Epernon besaß nicht nur Ehrgeiz; sondern auch einen ungezähmten Hochmuth und einen natürlichen Stolz, oder vielmehr eine Rauigkeit, die man bey'm ersten Anblick fühlte. Der Ehrgeiz, sagt man, bedient sich aller Wege, um zu seinem Ziel zu kommen. Auf diese Art wäre d' Epernon nicht ehrgeizig gewesen; er kannte nur Einen Weg, die hochfahrende Art, womit er alles fortreißen wollte. Der Ehrgeiz war bey ihm nur angebohrne Liebe zur Unabhängigkeit, die aus Härte des Herzens, Menschenfeindschaft und einer Einbildung von sich selbst entsprang, nach welcher er alle Achtung und alle Belohnungen noch zu schlecht für sich hielt. Er haßte den König, weil er alle Menschen haßte, und sicher gab es oft Augenblicke, wo er nicht gar zu gut mit sich selbst eins war. Ein steter Ungehorsam gegen Obere, ein rauher Umgang mit seines Gleichen, und ein grausames und unausstehliches Betragen gegen Geringere, sind die natürlichen Wirkungen eines solchen Charakters.

Da indessen der Erfolg seiner Unternehmungen nicht immer der war, den sein Stolz sich versprochen hatte, so mußte er sein Betragen ändern, und zuweilen, jedoch sehr selten, war er artig gegen die, die er nöthig hatte. Aber selbst seine Schmeicheleien, wenn man sich dieses Wortes bey ihm bedienen kann, behielten immer einen Anstrich von Galle und Verachtung, woher es denn kam, daß, wenn Er Niemanden liebte, alle

Welt

Welt es ihm auch redlich vergalt. Mit ziemlich großen Anlagen zum Kriege, und in einer Lage, wo er sie hätte geltend machen können, verdarb er selbst seine An-
 gelegenheiten, weil ihm Niemand anders als aus Furcht diente. Durch sich selbst und durch seinen Bruder la Valette war er Meister von Provence und Dauphiné. Die Provenzalen, die vor ihm den Groß-Prior, einen natürlichen Bruder der letzten drey Könige zum Gouverneur gehabt hatten, verachteten ihn wegen seiner niedrigen Abkunft, und haßten ihn bald auch wegen seiner Grausamkeit. Deswegen waren sie sehr froh, daß er bey Heinrichs des dritten Lebzeiten sich nicht vom Hofe entfernen wollte, und ihnen la Valette an seiner Stelle schickte, der sich in der Provinz beliebt machte, und dem König gut diente. Heinrich III. lernte endlich d'Epernons wahren Charakter kennen, und fieng nun selbst an, ihn zu fürchten; er ließ seinen bisherigen Günstling in Ungnade fallen, und hätte ihn beynähe zu Angoulême in Arrest nehmen lassen. La Valette verlor bey dieser Gelegenheit seine Stadthalterschaft; sie bekamen aber alles nach der Ermordung des Herzogs von Guise wieder, durch welche Heinrich III. sich in die Nothwendigkeit versetzt hatte, sich auf alle, die er, um welchen Preis es auch seyn mögte, auf seine Seite ziehen konnte, zu stützen. Nachdem Tode dieses Fürsten beleidigte es d'Epernon's Eitelkeit, dem König von Navarra zu gehorchen, und er verließ ihn zu Pontoise ungeachtet alles Zuredens und aller Bitten, die Heinrich durch die Herren von Bellegarde und Noquelaure, und auch persönlich an ihn verschwendete. Es war ihm viel zu schmeichelfast, einem König Widerstand zu thun, und er versäumte dazu nichts in seiner Stadthalterschaft Provence. Er war der erste, die Acte zu unterzeichnen, wodurch die Großen des Reichs den König von Navarra von der

Krone ausschlossen. Man wird nichts dabey wagen, wenn man von dem Herzog von Epernon auf die Aufrichtigkeit jenes Religions Grundes schließt, den man damals gewöhnlich immer zum Vorwand nahm, um sich der rechtmäßigen Gewalt zu entziehen.

Seine Geschichte wird uns in der Folge zugleich einen kurzen Abriss von den Begebenheiten in den miträglichen Provinzen Frankreichs geben. Es trafen ihn große Unglücksfälle. Beide Brüder, die sich wechselseitig unterstützten, zogen oft den kürzern, und konnten nicht verhindern, daß in Dauphine und Provence drey oder vier Hauptparteien entstanden, die ihnen die Spitze boten, ohne noch beinahe alle große Städte zu rechnen, welche ihren eignen Plan hatten, sich unabhängig zu machen. Der Herzog von Savoyen und sein Bruder, der Herzog von Nemours, hatten einen starken Anhang daselbst, und gaben sich viel Mühe. Ihre Partey wurde sehr mächtig, nachdem der König von Spanien eingewilligt hatte, daß der Erste, der sein Schwiegersohn war und den er mit Truppen unterstützte, Graf von Provence werden, und dieß Land von ihm zur Lehn nehmen sollte. Aber mitten in ihrem Glück stießen diese beiden Fürsten auf einen furchtbaren Gegner, der sie in ihrem Lauf aufhielt, und ihre Partey zu Grunde richtete; Lesdiguières war es, der durch seine Tapferkeit und sein Glück gegen den Herzog von Savoyen so bekannt ist. Er blieb stets ein treuer Anhänger des Königs, und man kann ihm nicht vorwerfen, daß er sein Glück für sich selbst zu nützen gesucht, oder nach der Souverainität von Dauphine gestrebt habe. Vielleicht wünschte er blos, daß der König seiner Hülfe lange möchte nöthig haben, und nie selbst in diese Provinz käme. Die Herren von Montmorency und Ornano verstärkten diese Partey

an-

ansehnlich. Der Herzog von Joyeuse, die Gräfin von Sault, und der Graf von Carees mit dem Herrn von Vins hatten die andern Parteien formirt. Ludwig von Air, Casaur, Ligny, Martinengue und verschiedne Andre thaten sich dabey hervor, und erfüllten das Land mit Uneinigkeit und Blutvergießen; selten aber erstreckte sich eine Faction weiter als auf eine einzige Stadt. La Valette konnte sich schon kaum mehr in Dauphiné halten, als er bey der Belagerung eines unbedeutenden Orts blieb. So gleich suchte der Herzog von Epemon sich dieser Stadthalterschaft zu bemächtigen. Zum Schein bath er den König um das Patent dazu, welches dieser auch nicht wagte, ihm abzuschlagen. Aber anstatt über alle diese Parteien das Uebergewicht zu erlangen, brachte er blos nur noch eine neue zu Stande, auf welche der König nicht mehr rechnen konnte, als auf die andern. Man kann davon nach den Begebenheiten bey der Belagerung von Villemur urtheilen. Diese einzige Handlung will ich aus Nachrichten, für deren Wahrheit ich büрге, umständlicher erzählen.

Der Herzog von Joyeuse, ein eifriger Anhänger der Ligue, hatte 5 bis 6,000 Mann zu Fuß und 8 bis 900 Pferde in der Gegend von Toulouse versammelt. Mit diesen rückte er am 15. Junius dieses Jahrs 1592 gegen Montauban vor, plünderte die Flecken und das Land, und belagerte endlich Villemur, nachdem er alle die Grausamkeiten ausgeliebt hatte, die in jener unglücklichen Zeit zur Gewohnheit geworden waren. Der Herr von Ariat, von dem ich diese Nachrichten habe, und die Bürger von Villemur wendeten sich an Thémynes, der an der Spitze der königlichen Partey in Languedoc stand, und boten ihn um eine schleunige und mächtige Hülfe. Thémynes, der sich nicht stark genug fühlte, schickte an den Herzog von

Epéron, und bis die Unterstützung, die dieser ihm versprach, ankommen würde, sandte er verschiedene kleine Haufen Fußvolk und Reiteren ab, welche mit großer Mühe in die Stadt kamen, die Reiter zu Fuß, denn der Ort war so enge eingeschlossen, daß sie sich ihrer Pferde nicht bedienen konnten. Joyeuse hatte einen Fehler gemacht, wofür er, wie wir sehen werden, hart bestraft wurde. Er hatte Villemer von Seiten der Stadt angegriffen, statt daß er hätte bey dem Schloß anfangen sollen, welches in der That weit weniger befestigt war, ob es gleich sehr stark aussah. Ohne Zweifel kannte er den Ort nicht genug, oder er wollte sich die Magazine von Getraide und andrer Munition zu Nutze machen, wovon die Stadt voll war.

D'Epéron schickte ein ganz ansehnliches Korps ab; aber weil er ihnen befohlen hatte, nicht mit Nachdruck zu handeln, und besonders kein Treffen zu wagen, so giengen diese Truppen, die anfangs großen Lärm gemacht hatten, aus einander, verließen ihren Posten, und schadeneten den königlichen Soldaten mehr durch ihr übles Beyspiel, als sie ihnen halfen. Joyeuse, dem es nicht an Muth fehlte, besonders wo es auf schnelle Ausführung ankam, hielt die Gelegenheit für günstig, — vielleicht hatte er auch einigen Verdacht von der Absicht des Herzogs, — grif seine Truppen an, überraschte sie, und würde sie alle niedergehauen haben, wenn Themines nicht noch zu rechter Zeit herbeigeeilt wäre, um den Ueberrest zu retten. Dennoch waren 7 bis 800 Mann auf dem Platze geblieben, und das war genug für d'Epéron, um die Ueb rigen ganz und gar zurück zu rufen. Vergebens plagte Themines nachher sowohl ihn als den Marschall von Matignon, keiner von beiden wollte ihn anhören, und es blieb ihm weiter nichts übrig, als sich selbst mit

d'Ar.

d'Arcat, und 250 BüchsenSchützen und etwa 100 bis 120 Pferden in Villemur zu werfen, um den Belagerten beizustehen, denen Joyeuse jezt stärker als vorher zusetzte. Er schickte Renier, der durch einen Vertrag Herr in Villemur war, hinaus, weil er zu kränklich geworden war, um bey dieser Gelegenheit das Amt eines Gouverneurs zu verwalten, und beschloß, sich bis aufs äußerste zu wehren, indem er darauf rechnete, daß der König, dem er seine Lage hatte wissen lassen, ihn nicht umkommen lassen würde.

In der That schrieb dieser auch gleich an die Herzoge von Montmorency und Epernon, daß sie Truppen nach Villemur schicken sollten. Der letztere, der nie gehorchte, achtete auch diesen Befehl nicht; Montmorency aber schickte Lecques und Chambaut mit sehr guten protestantischen Hülfsvölkern ab. Sie waren indessen noch zu schwach gegen Joyeuse, dessen Armee kürzlich durch die Einwohner von Toulouse verstärkt worden war. Lecques und Chambaut wendeten sich nun an Messilac, den Lieutenant du Roi in Auvergne, und an den Vikonte von Gonedon, der durch seine Tapferkeit und Treue eben so bekannt war, als durch seine Häßlichkeit. Diese beiden Offiziere bedachten sich keinen Augenblick, mit 300 BüchsenSchützen und 280 Pferden Villemur zu Hülfe zu kommen. Joyeuse schickte zu ihnen, und ließ ihnen ein Treffen anbieten, sie schlugen es aber aus, weil sie sich an dem Unglück der Epernonschen Truppen spiegelten, und blos mit ihrem Hauptzweck beschäftigt waren. Nach dieser Weigerung bath die Kavallerie der Belagerer, die in den Linien zu enge eingeschlossen war, den Herzog von Joyeuse um Erlaubniß, sich in den umliegenden Dörfern ausbreiten zu dürfen. Er erlaubte es ungern, und gegen den Rath der Herren von Onous und Mont-

beraut, nachdem er sich von den Offizieren ihr Wort hatte geben lassen, daß sie auf das erste Zeichen ohne Zeitverlust in sein Lager eilen wollten.

Messillac, Lecques und Chambaut, da sie sahen, daß die Belagerer durch die Entfernung ihrer Reiteren sehr geschwächt waren, theilten ihre ganze Infanterie in vier Haufen, deren jedem sie 50 Gensd'armes zugaben, welche bey dieser Gelegenheit absetzen mußten. Ein Regiment von 800 Mann ließen sie in Schlachordnung den Verschanzungen gegen über, mit Befehl, auf ein gewisses Zeichen den Angriff zu thun. 400 Mann griffen die erste Verschanzung an, und wurden von den vier Haufen unterstützt. Gewöhnlich war diese Verschanzung nur mit 200 Mann besetzt; aber Joyeuse, der durch die Spione, die er bey unsrer Armee hatte, wenige Augenblicke vorher gewarnt worden war, schickte noch 400 Mann zur Verstärkung dahin, und ließ zugleich drey Kanonenschüsse thun, welches das abgeredete Zeichen für seine Kavallerie war. Diese aber kam erst, da das Gefecht schon angegangen war, es sey nun, daß sie den Befehl zu träge befolgte, oder daß die Protestanten zu schnell waren. Die Unsrigen rückten mit Ausgang der Sonne aus, hielten sich an die erste Schanze, und streckten 100 von denen, die sie vertheidigten, zu Boden. Die Uebrigen nahmen die Flucht nach der zweiten Schanze; weil sie aber nichts als ihre Furcht mit dahin brachten, so wurde auch diese, obgleich in weit besserem Stande als die erste, mit einem ansehnlichen Verlust erobert.

Themines, der dieß alles aus der Stadt sahe, unterstützte die Angreifenden, und that einen Ausfall so zur rechten Zeit, daß die Belagerer völlig den Kopf verlohren. In diesem Augenblick erschien ihre Kavallerie an der Spitze des Lagers; aber anstatt der Unordnung

nung Einhalt zu thun, sah sie nicht so bald, daß die 800 Mann vom Korps de Reserve sich mit 300 Pferden in Bewegung setzten, um auf sie loszukommen, so folgte sie dem Beyspiel des ganzen übrigen Heers, und suchte ihr Heil in der Flucht. Die Furcht wuchs mit jedem Augenblick, und bald wurde die Flucht so allgemein, daß Jopeuse nicht mehr im Stande war, ihr Einhalt zu thun. Von den Flüchtigen selbst mit fortgerissen erreichte er eine Brücke von Brettern und Seilen, die er über den Tarn hatte schlagen lassen. Weil aber die Menge derer, die sich nach dieser Seite hinstürzten, der Brücke zu schwer wurde, so brach sie unter Jopeuse ein, und er wurde von dem Wasser verschlungen, ohne daß einer von denen, die bey ihm waren, davon gekommen wäre. Der Schrecken verblendete die Folgenden so sehr, daß sie noch immer glaubten eine Brücke zu sehen, wo keine mehr war, und sich wie unsinnig in den Fluß stürzten. Es kamen an diesem Tage in dem Gefecht und im Wasser über 3,000 Mann Infanterie und über 400 Pferde um; ein ungeheurer Verlust für eine so kleine Armee, stat daß die Königlichen nicht 30 Mann verlohren. Die Bürger von Villemur sahen von ihren Wällen mit einer Freude, die mit Erstaunen und Schauder vermischt war, diesem Schauspiel zu, und verglichen eine Wirkung der Furcht, die einem Wunder ähnlich sah, mit dem, was uns die heilige Geschichte von den Egyptern bey dem Uebergang über das rothe Meer erzählt. — Doch es ist Zeit zu dem König zurück zu kommen.

Er war nach Picardie gegangen, um aber seinen Truppen Beschäftigung zu geben, hatte er den Marschall von Biron in Champagne abgeschickt, *Epernai* zu belagern. Diese Belagerung war langwierig und hartnäckig; Biron verlohrt dabey sein Leben durch eine Kanonkugel, und wenn der König, der diese Zeit über sich zu Com-
pieg.

piegne aufhielt, sich nicht entschlossen hätte, selbst vor der Stadt zu erscheinen, so würde man sie schwerlich erobert haben. Er schlug ein ansehnliches Hülfskorps, welches sich hinein werfen wollte, und zwang am Ende den Ort zur Uebergabe.

Da es ihm völlig an Gelde fehlte, so sah er sich genöthigt, nach dieser Unternehmung alle die fremden Truppen, die er noch behalten hatte, abzudanken. Auf das Gerücht, daß der Prinz von Parma zum dritten mal nach Frankreich kommen wollte, um die großen Entwürfe, die er gegen den König gemacht hatte, auszuführen, blieb er noch einige Zeit in den letzten Quartieren. Der Tod dieses großen Generals erfolgte sehr zur rechten Zeit, um Heinrichen aus der Unruhe zu reißen, da er sich jezt nicht im Stande sah, einem solchen Gegner zu widerstehen. Die Spanische Armee zerstreute sich, da sie ihren Anführer verlohren hatte; bis man ihm einen Nachfolger ernannte, hatte der König Zeit, sich zu erholen. Er näherte sich jezt seiner Hauptstadt, und suchte aus der Entfernung der Spanier Vorthail zu ziehen. Ich begleitete ihn nicht bey dieser ganzen Reise in die Picardie. Ich war nach Mante gegangen, und da ich die Frau von Chateaupers mit sehr günstigen Gesinnungen für meine Liebe wiederfand, so vermählte ich mich mit ihr zu Mante denselben Tag, da der Prinz von Parma mit seiner Armee durch Houdan marschirte.

Um alles zu sagen, die Politik des Königs gefiel mir nicht. Ich sah mit Verdruß, daß die Nothwendigkeit dieser Zeitläufe ihn dem Willen aller Katholiken von seiner Partey unterwarf, und daß alle Protestanten unbelohnt blieben und für nichts gerechnet wurden, vorzüglich seitdem der Abmarsch der fremden Truppen ihren Gegnern alle mögliche Vorthelle über sie

sie gegeben hatte. Ich insbesondre hatte so oft die Wirkungen ihres Hasses und ihrer Eifersucht empfunden, daß ich mir einbildete, alle Wege zum Glück würden mir auf immer verschlossen seyn. Außerdem hatte mich auch das Betragen des Königs gegen mich verdrießlich gemacht. Zwar wußte ich, daß seine Kälte nur Verstellung war, aber sie sah einer gänzlichen Vernachlässigung so ähnlich, daß ich mich entschloß, den Krieg zu verlassen, und fern vom Geräusch und den öffentlichen Angelegenheiten auf meinen Gütern zu leben.

Der Erfolg hat die Weisheit des Königs gerechtfertigt, und ich bin in der Folge einer von den ersten gewesen, der seine Meinung annahm, und ihm Rathschläge gab, die meinen frühern Begriffen völlig zuwider waren. Aber damals sah ich alles noch mit ganz andern Augen an. Das Gefühl von allem, was ich und andre Protestanten auszustehen hatten, das geringe Ansehn, worin ich mir zu stehen schien, etwas wenig von dem allgemeinen Geiste, den das Religions Interesse stets eingiebt; darauf gründete ich meine Entschlüsse, darauf bauete ich ein System für den König, welches mir zu der Zeit das einzige vernünftige schien. Ich wünschte, daß er denen, die ihm mit Eifer und Zuneigung dienten, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, allen andern Veystand verschmähen, und sich blos in ihre Arme werfen möchte. Ich war fast überzeugt, daß nach einem so auffallenden Schritt England, Holland und alle protestantische Mächte Europas zu seinem Vortheil so große Dinge thun würden, daß dieß allein zureichen mußte, ihn auf den Thron zu erheben, ohne daß er den Katholiten die geringste Verbindlichkeit hätte. Hierin, so wie in allen andern Dingen waren die Einsichten des Königs den meinigen weit überlegen.

Er

Er begriff gleich im ersten Augenblick, daß man ein Königreich wie Frankreich nicht mit fremden Händen erobert; hätte er es aber auch für möglich gehalten, so war es doch mehr das Herz der Franzosen als ihre Krone, nach dessen Eroberung dieser gute Fürst strebte, und er sah alle die Belohnungen, die er auf diesen Fall zu ihrem Nachtheil denen, die ihn erhöht hatten, würde geben müssen, für das rechtmäßige Gut seiner Unterthanen an.

Der letzte Grund, der mich völlig bewog mich zurück zu ziehen, war, daß kurze Zeit nach meiner Ankunft zu Mantu meine Wunde am Munde, welche ich bey dem unglücklichen Vorfall bey Chartres empfangen hatte, wieder ausbrach. Dieß nöthigte mich, mich nach Roßny bringen zu lassen, um dort eine gründliche Kur auszuhalten und dadurch den beinahe immer gefährlichen Folgen der Wunden dieser Art vorzubeugen. Ich hielt mich einige Zeit daselbst auf. Nach einem so geräuschvollen Leben, als ich bisher geführt hatte, schmeckte ich hier das reine Vergnügen, welches ein eingezognes Leben denen gewährt, die ihr Herz vom Ehrgeiz losgerissen haben. Eine meiner Beschäftigungen diese Zeit hindurch war, daß ich die verschiednen Begebenheiten des guten und bösen Glücks aufzeichnete, denen mich das Schicksal zwanzig Jahre hindurch ausgesetzt hatte.

Eines Tages kam Busny, der Lieutenant du Roi in Verin nach Roßny mich zu besuchen. Er erzählte mir, der König habe an alle Gouverneurs geschrieben, sie sollten so viel Truppen zusammen raffen, als sie könnten und ihm schleunig zu Hülfe kommen. Dieß war in der Zeit, wo man am gewissesten glaubte, daß der Prinz von Parma wieder nach Frankreich kommen würde, und Busny fragte mich, ob ich bey dieser Gelegen-

genheit nicht auch thun würde, wie die andern. Diese Frage erweckte in mir die Erinnerung an so manches Gouvernement, welches mir verweigert worden war, und an die Stelle eines Lieutenant du Roi, die noch vor kurzem der Herzog von Nevers und die Katholiken auf eine stolze und beleidigende Art stat meiner zu erhalten gewußt hatten. Ich antwortete also mit einiger Empfindlichkeit, daß wenn der König meine Dienste bedürfte, so würde er mir die Ehre gethan haben, an mich zu schreiben. Busby fand meine Antwort stolz, und als er sie dem König hinterbrachte, ermangelte er nicht ihr eine läßliche Wendung, zu geben, wie jeder gute Hofmann es macht, und gab ihm zu verstehen, er dürfe ferner nicht mehr auf mich rechnen, weil ich den Entschluß gefaßt hätte, den Rest meiner Tage auf dem Lande zu zu bringen. Dieser Zusatz war ganz sein Werk; ich schätzte ihn nicht genug, um ihn zum Vertrauten meiner Geheimnisse zu machen. „Er muß sich also sehr verändert haben,“ gab der König schnell zur Antwort, „denn sonst hat er nie bey Gelegenheiten ge-“
 „fehlt wie die, welche uns jetzt bevorsteht. Ob er sich gleich mit seinen Wunden entschuldigt, so weiß ich doch besser was ihn abhält; er ist bös auf mich, und er hat nicht ganz Unrecht. Künftig wird er den Philosophen machen wollen, aber wenn ich ihn zu sehen kriege, werde ich das schon alles beizulegen wissen, denn ich kenne ihn.“ Diese Unterredung fiel in Gegenwart des Präsidenten Seguier vor, der sie mir wieder erzählte, als er einige Zeit nachher bey mir speisete. Da ich mein Herz in dem Busen dieser trefflichen Magistratsperson ausschüttete, denn ich kannte ihn als einen gleich rechtschafnen Freund, redlichen Mann und vortreflichen Politiker, so sagte er mir diese Worte darauf; die ich nicht vergessen habe, weil sie anfangen mir die Augen zu öffnen, und mich von meiner ersten Art

Art zu denken zurück zu bringen: „Es scheint, daß Sie noch ein wenig aufgebracht sind. Jetzt ist eine Zeit, wo die Ruhe ein schwer zu erlangendes Gut ist. Die Klügsten schweigen, und haben Geduld in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und der König ist so gut und so weise, daß ihn Gott bestimmt haben muß, alles wieder herzustellen.

Da mir jetzt von meiner Wunde keine weitere Unbequemlichkeit geblieben war, als daß ich noch nicht deutlich sprechen konnte, so fieng ich von diesem Augenblick wieder an auszureiten, und mit etwa 50 Pferden Streifereien auf den Landstraßen von Verneuil und Dreux nach Paris zu machen, um mein altes Handwerk wieder gewohnt zu werden, weil ich wohl sah, daß ich es von neuem wieder anfangen würde. Eines Tages, es war bey meiner zweiten Streiferey, da ich in der Gegend von Dreux, zwischen den Dörfern Viaroles und Goussainville spazieren ritt, begegnete ich 10 bis 12 Leuten zu Fuß, die, so bald sie uns erolickten, sich in das Gehölz warfen, womit dieß ganze Land bedeckt ist. Ich eilte auf sie zu, und ließ ihrer zweyen auffangen, die Einzigen, die die Landstraße nicht verlassen hatten. Es waren zwey Bauren, die von Paris kamen, wo sie Geflügel verkauft hatten. Ich befragte sie, und sie antworteten mir sehr freimüthig, sie giengen gewöhnlich die ganze Nacht, um die unangenehmen Begegnungen zu vermeiden, denen man den Tag über auf diesem Wege ausgesetzt wäre, dießmal aber seyen sie dreuster gewesen, weil sie sich in Gesellschaft von 9 bis 10 Personen befunden hätten, wovon Drey Bedienten bey den Herren von Mercœur, Medavy und Bieupont wären.

Mehr brauchte ich nicht, um diesen drey Leuten nachsetzen zu lassen, deren geheimnißvolle Reise meine
nach.

Neugier erregte. Es war aber unmöglich, sie einzuholen; doch erhaschten meine Leute zwey Andre von dieser Gesellschaft, von denen aber durch Drohungen nichts heraus zu bringen war. Ich schlug nun einen andern Weg ein, gab einem jeden vier Goldthaler, und versprach ihnen noch mehr, wenn sie mir alles sagen wollten, was sie von den drey Bedienten wüßten. Sie hießen mich nun ihnen folgen, und führten mich an eine große hohle Eiche, die mit dichtem Gebüsch umgeben war. Hier, sagten sie, hätten die Bedienten still gestanden, und ihre Papiere in den hohlen Stamm geworfen. In der That fand ich darin zwey blecherne Schachteln und einen Sack, die davon ganz voll zu seyn schienen. Jetzt tröstete ich mich, daß die Boten mir entwischt waren, beschenkte die beiden Leute und kehrte nach Roßny zurück, voller Ungeduld, meine Pakete zu öffnen.

Sie waren so, wie ich es gewünscht hatte. Gleich zuerst fand ich eine Menge Patente von dem Herzog von Mayenne, um Soldaten anzuwerben, und zwey eigenhändige Briefe von ihm an den Herzog von Mercœur, aber in Epiffen. Wichtigere Stücke zogen von diesen bald meine Aufmerksamkeit ab. Sie betrafen eine dritte Parthey, von der man damals anfangen zu machen; und unter diesen fand ich zwey Aufsätze, die mir von der äußersten Wichtigkeit schienen. Der erste enthielt die Forderungen, welche der President Jeannin im Namen des Herzogs von Mayenne an den Spanischen Hof gethan; der andre die Antwort, welche der Erzherzog Ernst im Namen des Königs von Spanien darauf gegeben hatte. Die weitläufigste Abhandlung würde nicht so gut über die Absichten des Herzogs von Mayenne, den Geist der Ligue und die Spanische Politik, Licht verbreiten, als der Inhalt

dieser beiden Stücke. Man wird einen Auszug daraus nicht ungern lesen.

Der Herzog von Mayenne unterwarf die Ligue dem Papst, und erkannte den König von Spanien als Schutzherrn derselben mit folgenden Bedingungen. Der König von Spanien giebt und unterhält zum Dienst der Ligue eine Armee von 16,000 Mann Infanterie und 3,000 zu Pferde, unter welchen 2,000 zu Fuß und 500 Reiter bloß aus Franzosen bestehen, über die der Herzog von Mayenne nach Willkühr gebiethen kann. Außerdem besoldet Spanien noch andre 4,000 Mann Fußvolk und 500 Reiter, auch alle Franzosen, welche bloß zum Dienst für die Person des Herzogs von Mayenne bestimmt sind. Die Anzahl dieser Truppen soll nach Bedürfniß vermehrt werden, doch wird hierüber nichts festgesetzt, und kommt es allein auf den guten Willen des Königs von Spanien an. Der Herzog von Mayenne hat das höchste Commando über diese Truppen sowohl, als über alle Truppen der Ligue mit dem Titel eines Verwesers der Krone, bis daß die Königswahl zu Stande kömmt. Diese Wahl soll in einer allgemeinen Berathschlagung geschehen — (wahrscheinlich soll dieser Ausdruck die General Staaten des Landes anzeigen). Bis daß diese Wahl zu Stande gebracht und angenommen worden ist, verdoppelt Spanien die Pension, welche es bis jetzt dem General der Ligue gegeben hat, so, daß er, statt 30,000 Livres des Monats, künftig ihrer 60,000 erhält. Uebersdies bekömmt er 100,000 Thaler, welche ihm sogleich, und 10,000 Livres, die ihm nach Genehmigung dieses Vertrags ausgezahlt werden, und unterdessen wird man ihn sogleich in den wirklichen Besitz von Bourgogne setzen. Nach der Ernennung des künftigen Königs wird dem Herzog von Mayenne die Verwaltung des Staats

Staats mit dem Titel eines Verwesers (Lieutenant General) auch noch ferner bestätigt, und erst alsdann wird er den Spaniern die Stadt Soissons übergeben; es kann dieses nicht eher geschehen, weil es der einzige Sicherheitsort ist, den er selbst in Frankreich besitzt. Sollten sich — vielleicht von Seiten des Königs von Navarra — unübersteigliche Hindernisse gegen die Wahl eines künftigen Königs, oder gegen die Einnahme und Erhaltung der Provinz Bourgogne für den Herzog von Mayenne finden, so wird der König von Spanien diesem letztern zur Entschädigung eine jährliche Pension von 300,000 Livres geben, welche ihm die Güter ersetzt, die er in Frankreich zu verlieren Gefahr läuft; und diese Pension kann weder eingezogen noch vermindert werden, sondern erbt auf ewig bis auf die spätesten Nachkommen des Herzogs fort, was auch zwischen dem König von Spanien und dem alsdann erkannten König von Frankreich für Vergleiche möchten geschlossen werden. Es wird ferner noch festgesetzt, daß Spanien alle Schulden des Herzogs von Mayenne, oder des mit Genehmigung dieser Krone erwählten Königs, wenn er ein Franzose ist, tilgt, und gleichfalls den vornehmsten Offiziers der Ligue angemessene Belohnungen giebt. — — Hierüber war nichts deutlich bestimmt, vielleicht, weil der Herzog von Mayenne nicht so thätig für die andern besorgt war, als für sich, oder auch, weil er glaubte, dieser Artikel werde keine Schwierigkeit machen, indem es leicht wäre, diese Herren, auch wenn es an Gelde fehlte, durch Pensionen, Würden und Stadthalterschaften zu vergnügen.

Dies waren die Forderungen des Hauptes der Ligue, wobey er wenigstens sich nicht vergessen hatte, wie man sieht. Für das alles both er dem König von Spanien, außer der Krone, die, obgleich nichts davon

B 2

gesagt

gesagt war, doch nur einem Oestreichischen Prinzen bestimmt seyn konnte, weil der Herzog von Mayenne sich selbst davon auszuschließen schien; — dafür also both er eine gewisse Anzahl Städte an, zu deren Namen sowohl als zu dem Namen des künftigen Königs Platz gelassen war. Diejenigen, welche Spanien im Kriege erobern würde, sollten unter dem Schutz Philips des zweiten und des Herzogs von Mayenne den Französischen Katholiken übergeben werden; das alles, um Spanien bis zur Wahl des Königs zur Sicherheit und Bürgschaft zu dienen, und ohne sich weitläufiger darüber zu erklären. Dieß scheint ein Beweis mehr zu seyn, daß man darauf rechnete, diese Wahl würde für Spanien hinreichender Ersatz aller seiner Mühen seyn; es sey denn, daß man durch diesen günstigen Doppelsinn gesucht habe, dem Spanischen Hofe bloß damit zu schmeicheln, um desto schnellere und thätigere Unterstützung von ihm zu erhalten. Was zu diesem Verdacht Anlaß giebt ist, die Vorsicht auf folgender Klausel zu bestehen und stets darauf zurück zu kommen; Spanien möchte doch unterdeß, daß man sich in Madrid wegen aller dieser Artikel entschiede, (und dazu gab man vier Wochen Zeit) immer ein starkes Hülfskorps nach Bourgogne schicken, welches, wie man vorgab, in großer Gefahr wäre. Um diesen Hof noch schneller zu einem Entschluß zu bringen, versicherte der Herzog von Mayenne, der bey diesem ganzen Vertrage sich als ein treuer, obgleich etwas eigennütziger Diener des Oestreichischen Hauses zeigt, ganz kalt, daß wenn Spanien diese Bedingungen nicht vortheilhaft genug fände, es sich an einen Andern wenden möchte, und daß er für seine Person, müde diese Last länger zu tragen, es sehr gern zufrieden wäre, sie von sich abzuwälzen.

Aber

Aber seine Verstellung half ihm nichts, er hatte mit einem Kabinet zu thun, das sich so leicht nicht betrügen ließ, und das seine Vortheile noch besser verstand. Der Erzherzog Ernst antwortete ihm im Namen des Königs: Seine Majestät nähme den Titel eines Beschützers der Ligue an, und wolle selbst zugesoben, daß man sie als das Haupt dieser ganzen Partey ansähe. Man würde den König stets bereit finden, alle die Unterstützung an Truppen zu geben, welche man gegen den König von Navarra forderte, und selbst noch mehr, als man begehrt hätte, denn er wolle allein in die Picardie die oben erwähnten 19,000 Mann schicken, — (man sieht leicht aus welcher Absicht, da diese Provinz an die Niederlande gränzt) — ohne die, welche er nach verschiedenen andern Gegenden des Reichs marschiren zu lassen sich erböthe. Wegen Bourgogne schien er nicht so viel zu besorgen, als der Herzog von Mayenne; — wahrscheinlich, weil man zu Madrid einsah, daß dieser General gern die ganzen Kriegsvölker in dieser Provinz, die er für sich verlangte, gebraucht hätte. Auf diesen Artikel gestand man bloß eine Summe zu, welche hinreichen sollte, um 1,000 Mann Deutsche Infanterie zu werben, und 300 Reiter zu besolden. Doch setzte man hinzu, daß wenn diese Provinz, der Hauptschauplatz des Krieges werden sollte, so sey Ihro Katholische Majestät nicht abgeneigt, eine ansehnliche Kriegsmacht dahin zu schicken; — und ohne Zweifel war dieses auch völliger Ernst.

In Ansehung des Herzogs von Mayenne selbst zeigte sich der König von Spanien auch bey weitem nicht so sehr freigebig; von allen Artikeln war dieser am meisten beschnitten. Man wollte zu der monatlichen Pension von 30,000 Livres nichts hinzu thun; und gestand ihm für seine Person, und zwar nur so lange,

als er selbst bey der Armee seyn würde, 2,000 Mann Infanterie und 500 zu Pferde zu. Alles übrige wurde mit Stillschweigen übergegangen. In Ansehung der Plöße, welche man erobern würde, war der König es zufrieden, daß der Herzog diejenigen behielte, deren er sich selbst bemächtigte; von Spanischer Seite sollte es aber dagegen eben so gehalten werden. Von der Forderung wegen Soissons gieng man nicht ab, sondern wollte diese Stadt durchaus haben, als Sicherheit wegen der Vorschlässe, die Spanien in diesem Kriege thäte; man versprach blos, sie nach der Erwählung eines Königs zurück zu geben. Dem Spanischen Hofe schien diese Wahl noch zweifelhaft zu seyn, und er gab zu verstehen, wenn sie so ausfiel, daß er damit zufrieden seyn könne, so würde man alles von seiner Erkenntlichkeit erwarten können; bis dahin aber wollte man nichts aufs Spiel setzen. Aus dieser Ursach ließ man auch alle andern Artikel unbeantwortet, und setzte noch einen neuen hinzu; daß nemlich der Herzog von Mayenne gewisse Leute von sich entfernen sollte, wahrscheinlich, weil sie die Vortheile von Spanien nicht genug bey ihm unterstützten. Diese Namen aber konnten dem Papier nicht anvertraut werden; man hätte sie, so hieß es, dem Vermittler dieses Traktats mündlich bezeichnen. — Dieß waren die Gesinnungen seiner Katholischen Majestät, die dem Herzog von Mayenne darin recht gut nachahmte, daß sie mehr für sich als für ihn sorgte, und ihm ihre Dienste ziemlich theuer verkaufte.

Alle meine Empfindlichkeit verschwand, indem ich diese Schriften las. Sie waren zu wichtig für den König, als daß ich hätte einen Augenblick verweilen sollen, um nach Compiègne zu eilen. Hier fand ich, daß weder Zeit noch Entfernung Heinrichs Gesinnungen gegen

gegen mich hatten ändern können. Ich hatte eine geheime Unterredung von einer halben Stunde mit ihm, wo ich ihm nur im allgemeinen die Ursache meiner Reise sagte; die Durchlesung der Papiere wurde bis auf den Abend verschoben. Nachdem Jedermann das Zimmer des Königs verlassen hatte, wurde ich wieder hineingeführt, er schloß sich mit mir ein, rufte Beringhen und Choirin, um die Charaktere der meisten dieser Stücke zu entziffern.

Wir erfuhren nun, was eigentlich diese dritte Parthey wäre, von der man immer schon unter der Hand sprach. Sie entstand am Hofe selbst unter den Flügeln und nach den Ideen des Abts von Bellocane, der beiden Durets und, ich glaube, des Abts du Perron, alles Kreaturen des Grafen von Soissons und des Cardinals von Bourbon, und besonders Anhänger des letztern. Wenigstens ist aller Anschein da, daß diese Personen die Urheber, und selbst im Anfang die einzigen Beförderer derselben waren. In der Folge aber vereinigten sich mit dieser Parthey die Herren von Nevers, Longueville, Villeroi, O, und alle Katholiken, die sich am Hofe befanden, und zu gute Franzosen seyn wollten, um das Spanische Joch zu leiden, und doch auch zu eifrige Katholiken, um einen protestantischen König anzunehmen. Seit einiger Zeit hatte sich der Graf von Soissons mit diesen Herren vereinigt. Man sagte selbst, daß er, seiner vorigen Geliebten ungetreu, verschiedne male im Begriff war, sich mit Mademoiselle von Longueville zu verbinden. Sie hatten den Namen, Politiker, angenommen, um sich von den Royalisten und von den Ligeurs zu unterscheiden, und anzudeuten, daß über jede andre Betrachtung das Wohl des Staats und die Erhaltung der Rechte der Krone ihr Zweck sey. Ihre Hauptabsicht war, sowohl jeden fremden Fürsten, als

als auch den Herzog von Mayenne und den König von Navarra von dem Thron auszuschließen. Weiter mußte der große Haufen dieser Partey nichts, die Häupter aber, die das Geheimniß besaßen, suchten mit dem Schwert oder durch Gift die beiden Letztern aus dem Wege zu räumen, und nachher, weil sie nun nichts mehr hinderten, den Cardinal von Bourbon zum König zu machen, und ihm Dispensation zu verschaffen, sich mit der Infantin zu vermählen, um doch den Spanischen Hof nicht ganz vor den Kopf zu stoßen.

Wenn man diesen Entwurf mit Jeannins Plan vergleicht, den wir den Lesern im Auszuge vorgelegt haben, so wird man sich wundern, wie zween einander so grade entgegen laufende Stücke sich in demselben Paket befinden konnten. Ohne die Ursach davon in der geheimen Fügung der Vorsehung zu suchen, die dem König die wahren Maasregeln anzeigen zu wollen schien, die er gegen diese beiden Projecte, die wider ihn geschmiedet wurden, nehmen sollte, indem sie sie ihm alle auf Einmal vorlegte; so glaube ich, man kann sie in dem verschiedenen Interesse aller dieser Personen finden, die ohne eine andre gemeinschaftliche Ursache, als ihren Haß gegen den König, sich mit einander berathschlagten, wovon einige, so wie der Herzog von Mercœur, sehr weit entfernt waren, und dabey eine Menge chimärischer Ideen an den Tag brachten, und sich jedem Irrlicht überließen, das in ihren Köpfen glänzte, ohne einen andern gewissen und entschiednen Zweck zu haben, als den, den König von Navarra auszuschließen. In dieser Verwirrung der Gefinnungen ist es kein Wunder, daß sich so entgegengesetzte Meinungen in ansehung der Mittel fanden.

Ich blieb drey Tage zu Compiègne und hatte öftere Unterredungen mit dem Könige, der sich von der

Bos.

Bosheit, die man gegen ihn im Sinne führte empfindlich betroffen zeigte, weil er sich geschmeichelt hatte, daß sein Betragen auch die Gedanken daran hätte ersticken sollen. Er schickte mich nach Mante zurück, weil er bemerkte, daß durch die Mühe, die ich mir bey unsern Gesprächen gab zu reden, meine Wunden wieder aufbrechen könnten. Aber ich erhielt von diesem guten Fürsten die deutlichsten Beweise eines gänzlichen und liebevollen Zutrauens. Das letzte, was er mir bey meiner Abreise sagte, war, alle Bewegungen seiner Feinde genau zu beobachten, und mich unterdessen, bis er selbst nach Mante käme, vorzubereiten, ihm guten Rath zu geben, denn er wollte nach meiner Anweisung das Betragen einrichten, welches er in einer so kitzlichen Lage annehmen mußte. Er blieb nur so lange in der Picardie, als nöthig war, um einige Einrichtungen zu Stande zu bringen, und nahm dann seinen Weg nach Mante. Diesen Ort hatte er vorzüglich vor allen andern erwählt, weil er durch seine Lage ihm der bequemste Aufenthalt zu seyn schien, um zu einer Zeit, wo es wahrscheinlich war, daß die Schleichwege des Kabinetts auf die kriegerischen Beschäftigungen folgen würden, die verschiedenen Rabalen seiner Gegner zu entdecken und zu zerstören. Sein Staatsrath hielt sich schon daselbst auf, und er hatte auch seine Schwester dahin kommen lassen. Nach der Entdeckung der Anschläge, die man gegen sein Leben machte, wäre es äußerst unbesonnen gewesen, irgend eine Vorsicht zu seiner Sicherheit zu versäumen. Er verstärkte seine Leibwache, legte ein Korps Englischer Truppen, die ihm sehr zugethan waren, nach Limay, welches gleichsam eine Vorstadt von Mante ist, und ergrif nun die Partey, Jedermann für verdächtig zu halten, weil er in der That beinahe Niemanden sah, dem er nicht hätte mißtrauen müssen, seitdem er sich überzeugt hatte, daß Leute, die er zu seinen

Berathschlagungen, an seine Tafel und zu seinen Vergnügungen zog, im Stande waren, die heftigsten Entschliefungen gegen ihn zu fassen.

Wenn von allen Günstbezeugungen, die ein Fürst uns erzeigen kann, der durch die Eigenschaften seines Geistes eben so achtungswürdig ist, als durch seine großen Thaten, keine einen Mann von Ehre so sehr rühren kann, als die Gefinnungen des Herzens, was bin ich denn nicht diesem Fürsten schuldig, der mich ganz, besonders mit seinem Vertrauen beehrte, zu einer Zeit, wo Treulosigkeit, Bosheit, Verrätherey und alles, was der Eigennutz Unterthanen eingeben kann, die diesen Gözen an die Stelle der Liebe zu ihrem König gesetzt haben, ihm beinahe keinen andern Weg übrig ließen, als sich mit allgemeiner Zurückhaltung und Mißtrauen zu waffnen? Ich muß noch mehr sagen, denn warum sollte ich verschweigen, was mir in meinem ganzen Leben grade der Fleck zu seyn scheint, der mir am sichersten die Achtung wirklich tugendhafter Personen zuziehen kann? Das nemlich, daß in diesem gefährlichen Verhältniß der König sich mir ganz überließ, und mir das Schicksal seiner Krone und sein Eignes anvertraute, (denn es kam hier auf nichts geringers an) weil er ohne Zweifel überzeugt war, daß der Rath eines Menschen voll von aufrichtiger Anhänglichkeit, und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — von wahrer Freundschaft, hier mehr als Scharffinn des Geistes und Geschicklichkeit, wenn sie nur von zweifelhafter Treue begleitet sind, gelten müsse. Nie hat mir je etwas eine so reine und so edle Freude gewährt, als die Ehre, die mir durch diese Wahl wiederfuhr. Aber kaum hatte ich mich dieser Freude einige Augenblicke überlassen, so fühlte ich auch die ganze Schwere der Last, die ich auf mich genommen hatte, und mitten in mei-

nem

nem Vergnügen zitterte ich, daß meine Schwäche oder meine Unfähigkeit mich zu einem Schritt verleiten möchten, der — nicht mir, denn bey solchen Gelegenheiten, glaube ich, denkt man wohl am wenigsten an sich selbst, sondern dem Fürsten, der sich auf mich verließ, Schaden bringen könnte.

Von diesem Augenblick an gebrauchte ich eben so große Vorsicht bey meinen Rathschlägen, als der König für seine Person anwendete. Ich bereitete mich durch das tiefste Nachdenken über den Zustand der benachbarten Königreiche im allgemeinen, über Frankreichs Lage, über die Parteien, welche es zertheilten und über das Verhältniß des Königs insbesondre, dazu vor. Ich bedachte, daß wenn man bey Aufträgen, wie der Meinige nie, selbst ohne seine Schuld, einen Fehler begehen kann, ohne einen Vorwurf deswegen zu verdienen, man hingegen jeden Tadel sich zuzieht, wenn die Irthümer, in die man verfällt, daher kommen, daß man sich mit Leidenschaft betragen hat. Diese Betrachtung bewog mich, zuerst meine eignen Neigungen und Gesinnungen mit Fleiß zu studiren, und überführte mich von der Nothwendigkeit, daß ich damit anfangen müsse, mein eignes Herz zu zwingen, sich zu überwinden und sich selbst zu vergessen. Ein ernsthafter Rückblick auf meine vorige Aufführung ließ mich die Ungerechtigkeit der häufigen Klagen einsehen, die ich mir gegen das Betragen des Königs gegen mich und gegen die Protestanten erlaubt hatte. Ich suchte die Ursache davon, und fand sie bald in dem gewöhnlichen Vorurtheil, daß man sich nur dadurch der Religion, die man bekennet, würdig mache, wenn man Grausamkeit, Treulosigkeit und Meineid für nichts rechnete, so bald es darauf ankäme, ihr den Sieg zu verschaffen. Ich legte diese Idee ab, die für den Urheber der Religion eben so beleidigend,

als

als der Religion selbst, die sich so unwürdiger Mittel bedient, nachtheilig ist, und man wird mir leicht glauben, wenn ich versichre, daß ich gegen nichts so sehr auf meiner Hut war, als gegen trügerischen Religionseifer, wenn man über den Rath nachdenkt, den ich wagte, dem König zu geben.

Nachdem ich so mich meiner selbst versichert hatte, blickte ich dreister in dieß undurchbringliche Chaos der verschiednen Vortheile hinaus, und versuchte es, eine Zukunft zu prüfen, die von allen Seiten die fürchterlichsten Abgründe zeigte. Sollten Frankreichs Drangsale bis auf die Ewigkeit ausgedehnt werden, indem man zwey damals ziemlich gleiche Religionsparteyen gegen einander bewaffnete? Sollte ein Fürst, der so sehr verdiente, glücklich zu seyn, sein ganzes Leben in den Greueln des Krieges hinbringen, der ihn bis jetzt noch keinen Augenblick hatte zu Athem kommen lassen, und der ihm, wenn ich ihn auf diese Seite lenkte, noch unendlich größere Beschwerden vorbereitete, als alles, was er bisher ausgestanden hatte? Sollte ich auf der andern Seite die ganze Partey der Reformirten in Frankreich, die den Frieden und was billig war wünschten, der Gefahr aussetzen, die Schlachtopfer einer blos menschlichen Politik und unter die Füße ihrer grausamsten Feinde getreten zu werden? Sollte ich, in der Ungewißheit des Schicksals der Waffen, und in der Furcht eines Augenblickes, der schnell dem Leben des Königs hätte ein Ziel setzen können, die Sachen dahin bringen, daß Frankreich, vielleicht eine Beute Spaniens und aller seiner Nachbarn, oder von tausend kleinen Tyrannen zerrissen, in einem Augenblick den Ruhm seines Namens, den Glanz seiner Monarchie und die Erbfolge seiner Könige verlöhre? Welche Gefahren im Kriege! Welche Schlingen im Frieden! Welche Ursachen
zur

zur Furcht von allen Seiten! Und wie einen Entschluß fassen, da so viele fast unvermeidliche Uebel überall droheten!

Und doch war Unentschlossenheit von allen das gefährlichste. Ich glaubte am Ende, daß, alles genau erwogen, der Weg der beste wäre, der dem Bürgerkriege Einhalt thäte, Frankreich die Ruhe wiedergäbe, es einem guten König unterwürfe und es in den Stand setze, sich an seinen auswärtigen Feinden zu rächen; das heißt, derjenige Weg, der die meisten der gegenwärtigen Uebel abwendete, und denen, welche noch zu fürchten waren, abzuhelpen, der Zeit über ließe. Mit einem Worte, ich entschloß mich, den König zu bewegen, die katholische Religion anzunehmen, und ihn nach und nach dazu vorzubereiten. Ich wußte wohl, daß ich dadurch zwey Parteien unzufrieden machen würde, die Protestanten unter Frankreichs Nachbarn und die Französischen Calvinisten. Aber in Ansehung der Ersten, kann Frankreich, wenn es Einmal vereinigt ist, nicht jeder fremden Hülfe entbehren? Und den Andern konnte man ja Vortheile einräumen, welche sie diese Veränderung ohne Murren ertragen ließen. Und in Ansehung beider rechnete ich auf die Dankbarkeit, die ein Fürst wie Heinrich unfehlbar gegen Leute hegen mußte, denen er die größte Erkenntlichkeit schuldig war.

Dies war es, was mich seit dem Augenblick meiner Abreise von Compiègne einzig und allein beschäftigte; und ich war noch ganz in diese Betrachtungen vertieft, als der König zu Mante ankam. Das erste, was er that, war, mir sagen zu lassen, ich sollte mit der gewöhnlichen Vorsicht zu ihm kommen. Jacquinot führte mich noch vor Tage in sein Zimmer, und wir kamen sogleich auf die Hauptsache. Heinrich, der
seiner

seiner Seits auch tausend Betrachtungen über seine verwirrte Lage angestellt hatte, fieng damit an, mir ein natürliches Gemählde davon zu machen. Nicht zu vereinigendes Interesse unter den Prinzen und den Großen des Reichs, Haß zwischen ihnen selbst und Meuterey und Ungehorsam gegen den König in aller Herzen, Trägheit bey den auswärtigen Bundsgenossen, Erbitterung und Streben nach Gewalt von Seiten der Feinde, Verrätherey im Innern, Gewaltthatigkeiten von außen, Abgründe und Klippen von allen Seiten! Er beschloß diese pathetische Rede, indem er mich fragte, welches Mittel ich gegen das alles wüßte?

Ich antwortete ihm, daß, ohne es wagen zu wollen, ihm zu irgend etwas zu rathen, ich schlechthin nur drey Wege sähe, unter welchen er sich einen wählen möchte. Der erste wäre, aller Welt auf seine eigne Unkosten, oder vielmehr auf Unkosten des Staats ihren Willen zu thun; der andre, sich an keinen Menschen zu kehren, und alles mit offenbahrer Gewalt zu erringen zu suchen; der dritte hielte das Mittel zwischen diesen beiden, alle Hindernisse nehmlich, die man seiner Thronbesteigung entgegensetzte, dadurch weg zu räumen, daß er katholisch würde. Hier nahm der König das Wort, und rief, was ich ihm da sagte, wäre noch gar kein Rath. Er befahl mir, ihm grade zu sagen, was ich an seiner Stelle thun würde. Ich suchte es ihm zu verstehn zu geben, indem ich die drey Vorschläge, die ich ihm gethan hatte, nach einander wieder durchgieng. Ich zeigte ihm, daß, wenn er den ersten befolgte, er sich selbst bis auf nichts herab bringen würde, und daß, wenn er die Habsucht der Spanier und der Französischen kigisten befriedigen wollte, so würden ihm von einem so großen Königreiche kaum einige wenige Provinzen übrig bleiben. In Ansehung des zweiten stellte ich

ich

ich ihm vor, daß, so bald er würde Gelegenheit gegeben haben zu glauben, daß er blos seinem Geburtsrecht die Krone danken wolle, so würde der Abfall aller Katholiken und die Wuth eines Heers von Feinden innerhalb und außerhalb des Reichs ihm ein fürchterliches Ungewitter zuziehen. Der Unbestand des Glücks und die so gewöhnlichen Unfälle des Kriegs, ob gleich er sie noch nicht erfahren hatte, fanden ihre Stelle bey dieser Betrachtung. Den dritten Vorschlag berührte ich nur, um dem König zu versichern, ich könnte ihm, weil ich selbst Protestant wäre, hierüber nichts sagen.

So wie ich fortredete, sah ich, wie der Geist des Königs immer mehr von der Verlegenheit, worin ihn seine jetzige Lage stürzte, betroffen wurde, und ich hoffte, daß der Anblick aller dieser Hindernisse ihn endlich auf den Fleck führen würde, wo ich ihn gern haben wollte. Ich war gewiß, daß Heinrich den ersten meiner drey Vorschläge gar nicht einmal in Betrachtung zog. Ich kannte ihn zu gut, um ihn fähig zu glauben, sich je zu einem Vergleich zu verstehen, der ihm nur die Gestalt eines Königs lassen und ihn entweder von Spanien abhängig machen, oder nur auf den kleinsten Theil von Frankreich einschränken würde. Auch war er nur wegen der beiden letztern zweifelhaft. Von der einen Seite, sagte er, wenn er bey seiner Religion bliebe, sähe er alle Prinzen von seinem Geblüt, alle Großen des Reichs, und die, welche an der Spitze der Staatsverwaltung und der Finanzen stünden, gegen sich verbündet, als die Herren von Epernon, Nevers, Longueville, Viron, D, Rieux, Villeroy, Manou, Chateaueux, Bitri, Entragues, Sourdis, und andre, deren Herrechnung zu weitläufig seyn würde. Er sah voraus, daß sie entweder eine von der Ligue unabhängige Partey gegen ihn machen, oder, was wahr-

schein-

scheinlicher und auch gefährlicher war, sich mit den Ligi-
gisten vereinigen und mit ihnen die sichersten Maasre-
geln nehmen würden, ihm alle Wege zum Throne zu
versperren. Auf der andern Seite warf er sich die
Klagen der Herzoge von Bouillon und la Trimouille
vor, und das Geschrey so vieler Protestanten, die er
verlassen sollte, die er so sehr geliebt hatte, und die so
lange Zeit seine einzige Stütze gewesen waren. Er
dachte sie sich, wie sie von der Unzufriedenheit zu Ent-
schlüssen übergiengen, die nur die Verzweiflung, von
einem undankbaren Fürsten aufgeopfert zu seyn, einge-
ben kann, wie sie sich ein Oberhaupt erwählten, sich in
einem Theil von Frankreich in Vertheidigungs- Stand
setzten und ihn zwingen, seine Waffen gegen sie zu feh-
ren. „Nein,“ rief er zuletzt, nein, ich könnte sie nicht
hart behandeln, noch ihnen den Krieg erklären; ich wer-
de sie immer lieben.

Ich fühlte mich von diesen Worten geführt, die
eine bey Fürsten so seltnen Gutherzigkeit und Erkennt-
lichkeit zeigten. Ich dankte ihm dafür im Namen al-
ler Protestanten, indem ich mich auf ein Knie nieder-
warf und ihm die Hand küßte. Was er seiner Reli-
gionsveränderung entgegensezte, und die Art, wie ers
that, trugen grade am meisten dazu bey, meine Furcht
zu zerstreuen, und mich in der Meinung zu bestärken,
daß für die gegenwärtigen Uebel es kein anders Mittel
gäbe. Ich nahm das Wort wieder, und sagte ihm,
die Herren von Bouillon und la Trimouille, und alle
Personen von Verdienst und Vorzügen unter den Cal-
vinisten, würden nicht so unklug seyn, wegen eines
Schritts, zu dem die Nothwendigkeit allein ihn ge-
zwungen hätte die Waffen gegen ihn zu ergreifen, wenn
man fortführe, ihnen mit aller der Auszeichnung zu
begegnen, die man ihrer Person und ihren Diensten

schul-

schuldig wäre. Indem ich fortfuhr dem König alles, was ich darüber gedacht hatte, zu erklären, setzte ich hinzu, da das Wesentliche aller Religionen, die an Christum glauben, doch im Grunde dasselbe sey, nemlich der Glaube an dieselben Geheimnisse und derselbe Lehrbegriff von der Gottheit, so schiene mirs, daß der Uebergang vom Protestantismus zum Katholicismus, oder umgekehrt, weniger eine Religionsveränderung heißen könne, als vielmehr, um des Vortheils der Religion selber willen den Unterschied befolgen, den die Politik für gut befunden habe, hinein zu bringen. Sollte ich mich aber auch in dieser Idee irren, so wäre es doch unstreitig gewiß, daß die Annahme der katholischen Religion keinesweges die Nothwendigkeit auflegte, die andern alle zu verfolgen; daß im Gegentheil vielleicht Gott den König zu dieser Veränderung brächte, um dadurch dem ganzen Europa ein neues und der ganzen Religion selbst würdigeres Schauspiel zu geben. Lange genug habe die Verschiedenheit der Secten in Frankreich die traurigsten Scenen hervorgebracht; sie sey eine Quelle des Elends und der Unordnungen, wegen des Abscheus, den man dem Volk gegen alle, die von einer verschiednen Glaubensweise wären, beibrächte; dieß geschehe so wohl von Seiten der Protestanten als der Katholiken; Er allein würde einem so gefährlichen Uebel abhelfen können, indem er die Bekenner beider Religionen durch die Bande der Freundschaft und der christlichen Liebe vereinigte, oder, wenn dieß ein unmögliches Unternehmen seyn sollte, indem er ihnen wenigstens so richtige Vorschriften gäbe, daß beide Parteien mit dem, was ihnen zugestanden wäre, zufrieden seyn müßten. Er wurde gerührt durch den Gedanken, sein Andenken dadurch zu verewigen, daß er in einem zerrütteten Lande Ruhe, Sicherheit und Ueberfluß wieder herstellte; und durch die Anwendung der

Talente, die er vom Himmel erhalten den Ruhm zu verdienen, Frankreich glücklich gemacht zu haben, nachdem man an der Rettung dieses Landes verzweifelt und seine Wunden für unheilbar gehalten hatte. Ich bin gewiß, daß dieser Grund ihm mehr am Herzen lag, als der, seiner eignen Ruhe. Dennoch vergaß ich auch diesen nicht; und Heinrich mußte mir stillschweigend zugeben, daß, nachdem er so zu sagen den Krieg erschöpft hatte, sein Herz nun von selbst eine weniger geräuschvolle und ruhigere Lage wieder forderte.

Der stärkste Beweis, daß ich bey dieser Gelegenheit für die Sache der Vernunft und der Gerechtigkeit sprach, ist, daß der König, der durch eine glückliche Eigenheit seines Geistes schnell das wahre und falsche von dem, was man ihm sagte, begriff, mir gestand daß alle meine Worte ihn im Innern seines Herzens trafen. Er setzte hinzu, er wolle es noch Einmal ganz durchdenken, aber er glaubte, er würde keinen andern Rath befolgen. In der That war auch in drey Tagen sein Entschluß gefaßt, und er bemühte sich, die noch übrigen Schwierigkeiten beizulegen. Einige betrafen ihn selbst, denn da Offenheit und Aufrichtigkeit im Grunde seines Herzens so wie in allen seinen Reden waren, so bin ich überzeugt, es wäre nichts im Stande gewesen ihn zu Annehmung einer Religion zu bewegen, die er innerlich verachtet oder an der er nur gezweifelt hätte. Ein Fürst, der nie die Menschen betrogen hatte, war weit entfernt, Gott betrügen zu wollen.

Die andern Hindernisse betrafen die vornehmsten Häupter der protestantischen Partey, die unfehlbar so wohl aus Furcht, als weil sie es als eine Kränkung ihrer Ehre ansahen, durch diesen bloßen Vorschlag würden aufgebracht werden. Er ließ sie alle zusammen kommen und richtete seine Worte an die Angesehensten
unter

unter ihnen, die Herren von Bouillon, Sancy, du Plessis, Salignac, Morlas, Constans und Salettes; ich war auch gegenwärtig. Er sagte ihnen, in der Absicht, sie von weitem zu prüfen, er hätte sie versammelt, um ihre Meinung über etwas, das er ihnen mittheilen wollte, zu vernehmen. Er hätte sichere Nachrichten erhalten, daß Bellozane und die beiden Durets, die Agenten der dritten Parthey eine Unterredung mit Billeroy und Jeannin gehabt und daß sie beschlossen hätten, gegen ihn die ganze Macht der Ligue und der andern Katholiken zu vereinigen. Er sey dem Augenblick nahe, womit ihm die Katholischen so oft bedrohet hätten; sie wollten ihn jetzt alle mit einander verlassen. Der gemeinschaftliche Plan sey, den Kardinal von Bourbon auf den Thron zu setzen, ihm die Infantin von Spanien zur Gemahlin zu geben, und ihn selbst, Heinrich, auf alle Art aus dem Wege zu räumen zu suchen. In der That habe sich zwar der Kardinal von diesem letzten Vorschlag sehr abgeneigt bewiesen, es sey aber aller Anschein da, daß er endlich die Hände dazu würde biegen müssen, wenn man ihm würde begreiflich gemacht haben, daß dieß das einzige Mittel sey, sich der Krone zu versichern. Er ersuchte sie daher, ihm frey heraus zu sagen, was sie dächten, daß bey dem allen, und besonders bey dem Abfall der Katholiken, der seine Parthey in den elendesten Zustand bringen würde, zu thun sey.

Aus dem Geräusch und der Unruhe, welche diese Erklärung in der Versammlung verbreitete, sah man wohl, daß alle, aus denen sie bestand, bisher ohne an die Zukunft zu denken, noch für etwas zu sorgen, ohne einen festen Zweck, und selbst ohne wahre Zuneigung zu dem König nur so in den Tag hinein gelebt, und nur die Zeit hin zu bringen und sich die kriegerischen Talente ihres Herrn zu Nuzze zu machen gesucht hatten.

ten. Sie konnten durchaus nicht mit einander eins werden, noch einen zusammenhängenden Entschluß fassen. Man wußte nicht, sollte man den Frieden wünschen, oder den Krieg fortsetzen. Der eine sagte, es sei nichts zu thun, als wieder in das Feld zu rücken, und alles um alles zu wagen. Ein andrer glaubte, man könnte den ganzen Anschlag vernichten, wenn man acht oder zehn der vornehmsten Katholiken, die noch nicht auf ihrer Hut wären, und besonders die Urheber des Komplots gefangen nähme. Andre, etwas gemäßigter oder vielleicht nur ihrer Sachen weniger gewiß, sagten bloß, man müsse unterhandeln und einen Vergleich suchen; ohne dabei angeben zu können, wie das geschehen sollte. Ich ergriff diese Aeußerung, und indem ich sie an etwas vernünftigeres fettete, machte ich, daß der Rath zur Unterhandlung die Oberhand behielt. Man wußte, daß ich einigen Einfluß auf den Grafen von Soissons, und freien Zutritt bey dem Cardinal von Bourbon hatte. Dieser letzte sagte mehrmals öffentlich, ob ich gleich ein Hugenot wäre, so kenne er doch Niemanden, zu dem er so viel Zuneigung hätte, als zu mir. Ich bot mich zur Mittelsperson bey diesen beiden Prinzen an, um sie dahin zu bringen, den Ueberredungen der Feinde des Königs kein Gehör zu geben. Um noch sicherer zu gehen, versprach ich, mir Mühe zu geben, ihre Kreaturen und Rathgeber zu gewinnen, vorzüglich den Abt von Bellocane und die Durets, die Vertrauten des Grafen von Soissons, und Madame des Rosieres, eine gute Freundin des Cardinals.

Niemand widersprach dieser Meinung; ohne Zweifel, weil die Versammlung, die die Erklärung gehört hatte, sich jetzt zu schwach fühlte, um sogleich die Feindseligkeiten wieder anzufangen, und also in dem au-

gen.

genblich Niemand etwas bessers zu thun wußte. Der König seiner Seits sah es ganz gerne, daß er nach dem einmüthigen Rath der Protestanten den Prinzen vom Geblüt entgegen kommen, und mit den Katholiken von der Ligue in Unterhandlung treten sollte. Ich begann sogleich, nach meinem Plan zu arbeiten, und machte den Anfang mit dem Abt von Bellocane. Ich wußte, daß Eifersucht ihn zum heimlichen Feinde der Durets machte. Wenn ich ihn von dieser Seite faßte, seinen Haß bestärkte, und ihm mit einer ersten Rolle in Staatsfachen schmeichelte, hoßte ich am ersten mit ihm fertig zu werden. Ich fieng damit an, daß ich ihm sagte, ich käme im Namen des Königs ihm Dank zu sagen, daß er sich zum Vorthail desselben so großmüthig den Unternehmungen der Durets widersetzt hätte. Da dieß nichts anders als die Frucht eines graden und mit gutem Willen für den König erfüllten Herzens seyn könne, so würde Seine Majestät, ob sie ihn gleich nur wenig kannte, sich doch wie billig so lange für seinen Schuldner halten, bis sie im Stande wäre, ihm merklichere Proben ihrer Zuneigung zu geben. Der König werde dieß gewiß thun, indem er ihm den Cardinalshut, oder doch eine der reichsten Pfründen des Königreichs verschaffe, so bald nur durch seine jetzt ganz nahe Religionsveränderung die Austheilung dieser Gnaden in seiner Gewalt seyn würde.

Dieser Anfang, der der Eitelkeit des Abts nicht wenig schmeichelte, gab mir Gelegenheit, gleichsam ohne Absicht auf die geheimen Unternehmungen der Durets zu kommen, welche ich mich sehr genau zu wissen stellte, um sie von ihm zu erfahren, und ihn zu bewegen, sich ihnen noch stärker zu widersetzen. Raumb hatte ich auch nur einige Worte darüber fallen lassen, so ließ er seiner Neigung freien Lauf, schimpfte auf die Durets

und sagte so viel böses von ihnen, daß ich jetzt ganz das Gegentheil denken, und glauben mußte, sein Haß mache, daß er sie falsch beschuldige. Der Cardinals-
hut und das Bisthum thaten ihre Wirkung, Bellozane stellte sich nun wirklich, für den König allen den Eifer zu fühlen, den ich ihm vorher angedichtet hatte. Es war nicht seine Schuld, wenn ich nicht glaubte, er habe sich immer den heftigen Entschliessungen der Katholiken widersezt, deren Zweck und ihre ganze Intrigue ich benläufig von ihm erfuhr. Ich schmeichelte mir einige Zeit, diesen Menschen für den König gewonnen zu haben; aber Betrüger kommen bald zu ihrem Character zurück. Kaum hatte er mir seine Versicherung gegeben, so lief er hin, um dem Cardinal von Bourbon und nachher Villeroy und Jeannin das Gegentheil zu versichern, denen er zugleich die ganze Unterredung, die er mit mir gehabt hatte, von einem Ende bis zum andern erzählte. Wenn ihm seine Verrätherey durch den höhern Grad von Gunst, den sie ihm verschaffte, Vorthail brachte, so fand ich auf der andern Seite, daß dem König vielleicht dadurch besser gedient wurde, als wenn Bellozane verschwiegen gewesen wäre. Außerdem, daß ich dadurch Mittel gefunden hatte, diesen Herren von der Neigung des Königs, ihre Religion anzunehmen, einen Wink zu geben, welches sie im Herzen ihm näher brachte, besonders den Cardinal, der die Religion noch mehr als die Krone liebte, so hatte Bellozanens Plauderhaftigkeit noch eine andre Wirkung, daß nemlich die Begierde bey ihnen erregt wurde, einer den andern in Erlangung der Gnade des Königs auszustechen. Ich verzieh daher dem Abt seine Falschheit sehr gern, und zog in Rücksicht auf die Durets noch einen dritten Vorthail daraus.

Diese, da sie sahen, daß Bellozane durch die Geheimnisse, die er seinen Gönnern entdeckt hatte, in der Gunst

Gunst derselben gestiegen war, waren deshalb nur desto geneigter, die Vorschläge anzuhören, die ich ihnen nachher machte. Ich sagte ihnen, daß der König, durch Bellozanens Betrügeren aufgebracht, (dieß war die Wahrheit, denn er hatte es so weit getrieben, daß schon die Protestanten anfiengen Verdacht zu schöpfen gar nichts mehr mit einem solchen Menschen ohne Treu und Glauben zu thun haben wollte, und entschlossen sey, bey allen seinen künftigen Schriften sich blos ihrer Vermittlung zu bedienen. Ich hatte für sie noch ein Stück aufgehoben, von dessen Mittheilung ich der besten Wirkung ganz gewiß war; dieß war der Entwurf des Vertrags zwischen der Ligue und Spanien, und die Antwort darauf, wovon sie noch gar nichts wußten, und die ich ihnen jetzt zeigte. Dieser Zug warf sie zu Boden. Sie glaubten sich verachtet. Sie fanden den Entwurf vernünftig genug, um zu fürchten daß er zu Stande kommen, und die Entscheidung der ganzen Angelegenheiten nach sich ziehen könnte, ohne daß sie etwas dazu beygetragen hätten; welches für solche Leute immer das Schlimmste von allem ist. Sie bedachten sich daher keinen Augenblick, mir mit Wärme ihre Dienste für den König anzubieten. Die Religionsveränderung, wovon ich ihnen auch etwas hatte merken lassen, schien ihnen hinlänglich, allen Chikanen, die man ihm entgegen setzte, ein Ende zu machen, und sie waren froh, die Vermittler eines Entwurfs zu werden, dessen ganze Anlage sie glücklicher fanden, als die Vorschläge des Herzogs von Mayenne an den König von Spanien. Im Grunde blieb ihnen nach dem Siege, den Bellozane über sie davon getragen hatte, weiter nichts übrig, deswegen waren sie auch verschwiegener, und ihre Verwendung war nicht ohne Nutzen.

Ich wendete mich nunmehr an den Abt du Peron, der durch seinen Charakter, seinen Ruf und seine

Beredtsamkeit, wenn es darauf ankam, einen Entschluß zu fassen oder aufzugeben, mehr über den Cardinal von Bourbon vermochte, als Bellozane und die Durets mit aller ihrer List. Wir kannten uns schon seit langer Zeit, und er war mir einige Verbindlichkeit schuldig. Ich überdachte meine Anrede vorher, weil ich mit einem Mann zu thun hatte, für den Beredtsamkeit, große Ideen und tiefe Schlüsse einen großen Reiz hatten. Ich mischte eben so viel und noch mehr Staatskunst und menschliche Aussichten, als Religion hinein. Mein Bruder, der Gouverneur von Mante, war bey unsrer Unterredung gegenwärtig, worin, nachdem ich wie gewöhnlich ihm Winke von der künftigen Religionsveränderung des Königs gegeben hatte, ich es unternahm ihm zu beweisen, daß, Spanien und einige unruhige Köpfe in Frankreich ausgenommen, es der Vortheil und das Interesse nicht nur allen Franzosen sondern auch des ganzen Europa wäre, daß der König von Navarra auf den Thron erhoben würde, und das Königreich in demselben Umfang und mit derselben Macht besäße, die seine Vorgänger gehabt hätten.

Ich fieng bey dem Pabst an. Ich sagte zu du Perron, Er, der eine so vollkommne Kenntniß des Römischen Hofes besäße, wisse besser als Jemand, daß Clemens VIII. der jetzt regierte, weder so ungestüm als Sixtus V. noch so veränderlich als Gregor XV. sey. Dieser Pabst würde mit unbefangnem und unparteiischem Geiste die gegenwärtigen Angelegenheiten Europas und der Christenheit betrachten; seine Absicht wäre nicht, Frankreich von Spanien abhängig werden zu lassen, indem er das notwendige Gleichgewicht zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich vernichtete, da ihm keine der Absichten des letztern auf die Universalmonarchie unbekannt sey; daß der Pabst hierin, außer seinem

Inter-

Interesse als allgemeiner Vater der Katholiken, auch noch insbesondre seinen zeitlichen Vortheil fände, weil Italien und das Erbtheil Petrus sehr geschwind dem Schicksal Frankreichs und der übrigen Königreiche folgen würden; und daß der Heilige Vater Gefahr lief, sich eines Tages bloß zu der Würde eines Kapellans der Könige von Spanien herabgebracht zu sehen. Seine Heiligkeit dachte auch überdem zu weise, um sich an den mächtigen Ausdruck: der Abtrünnige, zu kehren, womit man die Schwachen zu verblenden suchte, und nicht dem König ihre Arme zu öffnen; so bald er das Verlangen, sich ihr zu nähern, an den Tag legen würde.

In Ansehung der andern gekrönten Häupter in Europa litt mein Vortrag weit weniger Schwierigkeiten; auch hielt ich mich dabey nur wenig auf, um die Rede auf Spanien zu bringen. Ich fragte den Abt du Perron, ob er nicht so gut als ich glaubte, daß diese seinen Politiker, die die einzigen Urheber der Unruhen in Frankreich wären, jetzt an dem glücklichen Erfolg ihres glänzenden Plans, ganz Frankreich zu erobern, zu verzweifeln anfiengen? und das, weil sie jetzt so wohl den König und die ihm ergebnen Protestanten, als auch die Katholiken in Frankreich kannten. Hatte der König von Spanien es je sich ernstlich in den Kopf setzen können, aus Frankreich eine Spanische Provinz zu machen? Hatte er je sich schmeicheln können, daß Sein Joch nach dem Geschmack eines Volks seyn würde, daß von jeher der Nebenbuhler und der Feind von Spanien gewesen war? Ueber dieß alles hatte man jetzt mehr, als bloßen Verdacht. Philip II. handelte deutlich, als ob er vollkommen wüßte, daß die Herzoge von Mayenne, Guise und Mercoeur ihn betrügen und bloß zu Beförderung ihrer Privatabsichten gebrauchen wollten. Er dachte nichts anders von den Herzogen

C 5

von

von Savoyen und Lothringen, die er sich seines Geldes und seiner Truppen bedienen sah, ohne deshalb mehr Achtung für ihn zu bezeigen. Ein überzeugender Beweis, daß Philipp in allen Stücken diese Gesinnungen hegte, wovon die geheimen Vorschläge, die er durch Don Bernardin von Mendoza, den Kommenthur Moreau, und den Grafen von Taxis dem König so oft hatte thun, und wieder erneuern lassen. Im Grunde sah er sehr gut, daß aller Vortheil, den er aus den Französischen Unruhen schöpfen könnte, höchstens auf zwey oder drey Provinzen hinaus laufen würde, und es war ihm einerley, ob er sie durch den König oder durch die Ligue erhielt. Es ist wahr, daß wenn er Frankreich mit den Häuptern der Ligue theilte, ihm alsdann große Hofnung blieb, eines Tages alles an sich zu ziehen, indem er diese kleinen Könige einzeln und einen nach dem andern angriffe. Aber er kaufte gegenwärtig diese Hofnung schon sehr theuer, indem die Habsucht der Ligue seine Truppen und sein Geld erschöpfte, so, daß wenn Heinrich nur den Krieg in die Länge zu ziehen vermöchte, der König von Spanien vorausfähe, daß er bald alle seine Hülfsstruppen von Frankreich würde abziehen müssen, weil er selbst in Flandern deren nicht zu viel hätte, wo der Krieg von Tage zu Tage heftiger zu wüthen anfieng.

Da ich bemerkte, daß du Perron mir aufmerksam zuhörte, und innerlich mit allem was ich sagte eins zu seyn schien, so hielt ich mich noch länger bey dem Kapitel von Spanien auf. Ich sagte ihm, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß so viel tapfere Leute, die ihre Freiheit, ihre Regierungsform, ihre Geseze und ihre Gewohnheiten so sehr liebten, jemals sich unter ein fremdes Joch würden bequemen, und sich entschließen können, zum Preis für ihre schönsten Handlungen wei-

weiter nichts davon zu tragen, als die Ehre, Untergebene der Spanischen Granden zu seyn, oder höchstens ihren Sold von einem König zu erwarten, der, ob er gleich gegen Niemanden so große Verbindlichkeiten gehabt hätte, als gegen den Prinz von Parma, ihm dennoch bis an sein Ende den Lohn seiner Dienste vergebens habe erwarten lassen. Daß der ganze Zweck der Französischen Großen, indem sie sich zu Anhängern des Königs von Spanien zu machen schienen, nur der sey, dadurch größere Belohnungen von Heinrichen zu erpressen, so lange er noch bey der Protestantischen Religion bliebe. Alsdann würden sie den so abgedroschenen Vorwurf, daß der König ein Abtrünniger sey, so wohl als den Plan, Einen von ihnen zum König zu machen, die Heirath der Infantin, und alle die andern eben so unsichern Entwürfe sehr leicht aufgeben.

Zum Beweise dessen, was ich ihm gesagt hatte, zeigte ich dem Abt den Tractat, den die Ligue gleich nach Aufhebung der Belagerung von Rouen dem König durch Villeroi und Jeannin hatte vorschlagen lassen, und von dem ich hier im kurzen Nachricht geben will, weil ich, zu jener Zeit noch nicht gründlich davon reden konnte. Nachdem er ihn gelesen hatte, wendete ich mich lebhaft gegen du Perron und fragte ihn, ob es nicht der Vortheil aller guten Franzosen, und sein eigner am ersten wäre, zu verhindern, das solche Entwürfe nicht zu Stande kämen? Ob das wahre Wohl des Staats es erfordere, daß man ein Gebäude, welches den Königen von Frankreich so viel gekostet und welches einige von ihnen mit ihrem Blut besiegelt hätten, in einem Augenblick zertrümmerte, und das ganze Land wieder von jenen kleinern, aber grausamen und ehrgeizigen Tyrannen erfüllt sähe, die ihrem Fürsten Gesetze vorzuschreiben wagten, und das Reich der immer-

merwährenden Gefahr aussetzen, von dem ersten Feind, der es angriffe, über den Haufen geworfen zu werden? Ob er nicht selbst zugäbe, daß die monarchische Regierungsform, wodurch alle Glieder vereinigt und einem einzigen Oberhaupt unterworfen werden, die rühmlichste und vortheilhafteste von allen, besonders für die Französische Nation sey?

Bei der dritten Partey, der Politiker, hielt ich mich nur sehr kurz auf. Ich stellte ihm vor, daß nothwendig einer von diesen zween Fällen eintreffen müßte: entweder, daß die dritte Partey sich mit der Ligue vereinigte, und dadurch würde diese den Beystand Spaniens verlieren; oder daß sie von der Ligue getrennt handle, welches sie aber mit dieser in Streit verwickeln und dahin bringen würde, entweder von ihr zu Grunde gerichtet zu werden, oder sie zu Grunde zu richten. Aus allen diesen Fällen könne nichts entstehen, was nicht zum Vortheil des Königs gereichen müsse.

Um mit dem, was die Person des Königs selbst betraf, zu schließen, so war es mir gar nicht schwer, den Abt zu dem Geständniß zu bringen, daß dieser Fürst grade so wäre, wie er seyn müsse, um über die Franzosen zu herrschen. Ich ließ ihn bemerken, daß der Ruf desselben allenthalben so gut und sicher sey, daß es für die Ligue und noch mehr für diese noch so wenig beglaubigte dritte Partey sehr zu befürchten sey, daß die Provinzen, wo man sich nicht so blindlings als in Paris dem Eigensinn der Ligisten überlasse, sich ganz und gar in die Arme des Königs werfen möchten, so bald nur der Schwindel verdraucht seyn würde, und der Liebe zur Ruhe, die allen denen welche gelitten haben, so natürlich ist, Platz gemacht hätte. Die Provinzen fiengen schon an, öffentlich ihre Unzufriedenheit zu zeigen. Und über das alles, wie lange könnte der König,

bey

ben seiner Tapferkeit und Erfahrung, und wenn er vor häuslicher Bosheit auf seiner Huth wäre, nicht blos mit Hülfe der Protestanten in Frankreich und im Auslande noch den Krieg aushalten? Man hätte ihn zu einer Zeit, da weniger als zehn Städte auf seiner Seite wären, mit einer Handvoll Truppen der ganzen Macht des Königreichs Widerstand leisten sehen. Ich schloß damit, daß, anstat den Feinden Frankreichs das Vergnügen zu machen, daß sie es sich selbst verzehren und zu Grunde richten sähen, es der Vortheil Aller wäre, einen Fürsten zu begünstigen, der sich so fähig zeigte, ihm seine erste Ruhe wieder zu geben, und es auf eine neue Stufe des Glanzes zu erheben.

Auf alle diese Gründe mußte der Abt du Perroc nichts zu antworten. Er war von ihrer Stärke überzeugt, und wie ich es erwartet hatte, mußte er den Cardinal von Bourbon davon zu überführen, indem er alle die noch hinzusetzte, welche sein Scharfsinn ihm eingab, und nicht unterließ, sie mit allem glänzenden Schmuck seiner Beredsamkeit auszustieren. Der Rest dieses Jahrs und der Anfang des folgenden verfloßen ihm und mir mit Gehen und Kommen und vorläufigen Abreden über diese Materie. So bald es zur Unterhandlung kam, fanden sich mehr Mittelspersonen, als man haben wollte.

Es ist wahr, daß Villeroi und Jeannin dem König schon vor langer Zeit den Entwurf eines Vergleichs mit der Ligue vorgelegt hatten, und daß sie sich erboth, den König auf verschiedene Bedingungen anzuerkennen. Das Stüch ist sonderbar genug, um den Inhalt desselben anzuzeigen. Der wahre Geist, der die Ligue befeelte, zeigt sich darin ganz. Die Abschwörung des Königs stand an der Spitze, als die erste und vornehmste Bedingung. Er sollte sich verbinden, die katholische Religion binnen drey Monathen öffentlich

lich zu bekennen. Er sollte sie in allen Städten wieder einführen, woraus die Uebermacht der Reformirten sie verbannet hatte; sich von aller Verbindung mit diesen losmachen; sie von allen Würden, Aemtern, Gesandtschaften und Staatsbedienungen, welchen Namen sie auch haben möchten, ausschließen, so, daß sie in Frankreich bloß unter dem Namen einer geduldeten Religion, und zwar nur auf eine gewisse Zeit, bleiben könnten, doch dürfte, wenn es die Noth erforderte, der Termin verlängert werden. Verschiedne andre Artikel schienen bloß hinein gesetzt zu seyn, um das Volk zu überreden, daß der Dienst des Staats und der Religion der einzige Zweck der Ligue bey ihrer Unterhandlung mit dem Könige wären. Dahin gehörte die Klausel, bloß nach Vorschrift der Kanons bey Besetzung der Pfründen zu verfahren, alle sechs Jahre die Stände zusammen zu berufen, und andre mehr.

Alle diese Bedingungen hatten einen guten Schein; aber man setzte hinzu, und dieß war der Hauptpunkt für die Urheber dieses Projectts, der König sollte nach allen seinen Kräften die Ligue bestätigen und unterstützen; eine gewisse Anzahl Städte in ihrer Gewalt lassen, worin er nicht einmal Besatzung legen könnte, — oder mit einem Worte, bloß unter ihr herrschen; — er sollte alle Statthalterschaften in Frankreich unter die vornehmsten Offiziere derselben, welche man ihm anzeigen würde, vertheilen; noch mehr, er sollte in jeder dieser Statthalterschaften hinlängliche Truppen unterhalten, um darin die Römische Religion zu beschützen. Er solle darin nicht über die Steuern, Auflagen und andre königliche Einkünfte gebieten können, welche alle, in Folge einer richtigen Vertheidigung nach Verhältniß der Beschaffenheit und der Bedürfnisse dieser Statthalterschaften zu diesem Zweck angewendet werden

den sollten. Eben so solle es mit allen Besatzungen, welche man in die verschiedenen Plätze des Reichs legen würde, gehalten werden. Alsdann folgte die Bestimmung dieser Statthalterschaften: Provence dem Herzog von Nemours; Languedoc dem Herzog von Joyeuse; Bourbonnais und la Marche dem Herzog von Elboeuf; Bretagne dem Herzog von Mercœur; die beiden Verings als eine Statthalterschaft dem Herrn von Alincourt; ein Theil der Normandie dem Herrn von Villars; Isle de France dem Baron von Rosne; Orleannois und Berry dem la Châtre; Picardie dem Herzog von Nemours; Champagne dem Herzog von Guise nebst der Würde des Grand-Maitre und allen geistlichen und weltlichen Ehrenämtern, welche vorher bey seinem Hause gewesen waren.

Der Herzog von Mayenne war, wie billig, am reichsten versorgt. Mit der Statthalterschaft von Bourgogne vereinigte man für ihn noch die von Lionnois, Forez und Beaujolois; und in allen diesen Provinzen gab man ihm eine Gewalt, die die Macht des Königs vernichtet haben würde; das Recht, nach seinem Gutbefinden die Stellen der Gouverneurs und königlichen Verweiser und alle andern Ämter, nicht nur beym Kriegsstande, sondern auch bey den Finanzen und den Gerichten, ja noch mehr, alle Pfründen und geistlichen Würden und Plätze zu vergeben. Um diesen so außerordentlichen Vortheilen die Krone aufzusetzen, fügte man noch das Amt eines Connétable, oder eines höchsten Verwesers der Krone hinzu; denn nur dieses allein schien des Herzogs von Mayenne würdig. Ueberdem bezieht man noch vier Marschallsstäbe von Frankreich in petto, wozu die Ligue zur gehörigen Zeit die Personen nennen wollte, und ansehnliche Pensionen für die vornehmsten unter ihnen. Man hatte sich so weit

ver-

vergessen, dem König vorzuschreiben, die Schulden von zwanzig der angesehensten Personen von der Ligue, welche man ihm nennen würde, zu bezahlen. Am Ende, um ihm völlig die Hände zu binden, war noch hinzugesetzt, er müsse sich gefallen lassen, daß fremde Fürsten, nach der Wahl der Katholiken, dem Vergleich beiträten, und sich zu Bürgen desselben machten. Der Papst allein war genannt; ohne Zweifel sollte der Name des Königs von Spanien einen Platz auf der weisgelafnen Stelle erhalten. — Man sieht hier nur zu deutlich die Absicht Spaniens. Karl V. wünschte weiter nichts; er sagte, man habe Unrecht ihn zu beschuldigen, daß er den König von Frankreich hasse, er wollte, daß, statt Eines, es ihrer zwanzig gäbe.

Niemand wird glauben, daß die Ligue, da sie dem König so beleidigende Vorschläge that, sich einbilden konnte, daß er sie sich würde gefallen lassen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß sie sie blos that, um ihm durch seine Weigerung in den Augen des niedrigsten Pöbels eine Art von Unrecht zu geben. Auch überlieferte der König so gleich diese Schrift den Protestanten, ohne sie nur als etwas ernsthaftes zu behandeln, oder in der Stille darauf zu antworten, wie er gethan haben würde, wenn er geglaubt hätte, daß sie zu einem Vergleich führen könnte. Sie gaben diesem Stück alle die Namen, die es verdiente; selbst die Katholiken in seinem Gefolge wurden dadurch beleidigt. Diese fanden, daß alles darin schlecht geordnet wäre; daß sie Artikel enthielte, die nicht klar wären, und daher eine unerschöpfliche Quelle von Schwierigkeiten werden würden; daß von einigen sogar die Ausführung schlechthin unmöglich wäre. Sie verschwiegen was den meisten Eindruck auf sie gemacht hatte; daß durch die Austheilung der Gnaden und Vorzüge für sie gar nichts mehr übrig geblieben war.

Der

Der König, der von dieser Schrift keinen andern Gebrauch machen wollte, als sich diejenigen, die ihm dienten, noch fester zu verbinden, gab dem President Jeannin eine sehr kurze und trockne Antwort. Sie war aus dem Lager vor Caudebec datirt, und es wird weiter nicht nöthig seyn, den Inhalt derselben anzuführen.

Bürgerkriege, hauptsächlich die, wo die Religion hinein gemischt wird, verbreiten eine Art von unregelter Freiheit und von Unverschämtheit, die bey jeder andern Gelegenheit Erstaunen erregen würden. Jeannin, den es verdross, daß man seinen Vergleich lächerlich genannt hatte, antwortete schriftlich, und wendete sich an den König selbst. Er müsse, sagte er, über den Ton, den man gegen ihn annähme, sich sehr wundern. Wenn man seinen Entwurf recht untersuchte, so würde man finden, daß darin für die Ligue noch lange nicht genug gesorgt wäre. Die einzige Furcht, die er bey der Verfassung desselben gehabt hätte, wäre gewesen, daß sie ihn nicht gut heißen würde, besonders der Herzog von Nemours, der anstatt einer Statthalterschaft sich mit der Bewilligung Spaniens schon ein Fürstenthum in Lionnois errichtet hätte, und noch mehr der Herzog von Mayenne, dessen Vortheile darin ziemlich vernachlässigt wären. — Ist Jeannins Mäßigung nicht in der That zu bewundern? — Er glaube darin die Vortheile des Königs sehr gut in Acht genommen zu haben, da er gar nicht davon geredet hätte, daß Heinrich, um für die sichere Ausführung seines Wortes zu bürgen, der Ligue Städte einräumen sollte. — Als ob die, welche man den Statthaltern gab, nicht diesen Zweck schon erfüllt hätten! — Er habe, blos dem König zu gefallen, die Frage wegen der Erblichkeit der Statthalterschaften zu vermeiden gewußt. — Das ist wahr; aber was

N. Denkwürdigk. II. B. D konn-

Konnte die Statthalter, bey allen Vorrechten, die man ihnen einräumte, hindern, sich erblich zu machen?

Jeannin stellte ferner mit einer Freiheit, die man übertriebne Unbesonnenheit nennen kann, dem König vor, daß da die Waffen der Katholiken gegen ihn gerecht wären, so müsse nicht nur Er der Ausdrücke, Verbrechen und Verzeihung, sich enthalten, sondern Sie wären auch alle berechtigt, mit ihm als seines Gleichen zu unterhandeln, denn sie könnten weder als überwundene Feinde, noch Er als König betrachtet werden, solange der Kardinal von Bourbon lebte, welcher der einzige in Frankreich anerkannte König sey, noch auch nach dem Tode desselben, weil alsdann wegen des Unterschiedes der Religion sie die ganze Monarchie vorstellten, die mit einem fremden Fürsten einen Vergleich schloße. Aus demselben Grunde könne man, wenn Heinrich die Vorschläge annähme, dieses nicht ein Parifikations-Edikt nennen, das ein König seinen Unterthanen zugestände, sondern einen friedlichen Vertrag mit einem Volke, daß sich aus freier Wahl einen König nähme, nachdem die Gründe, ihn abzuweisen, gehoben wären. — Alle die andern Albernheiten dieses Briefes verdienen gar nicht erwähnt zu werden. Jeannin schloß ihn damit, daß er förmlich alle Vermittlung der Herren von Bouillon, du Plessis und der andern Reformirten, die der König in seiner Antwort genannt hatte, verwarf, und deutlich erklärte, er wolle auf keine Weise etwas mit ihnen zu thun haben.

1293. Unterdeffen der König über die Partey, die er ergreifen sollte, sich berathschlagte, wurde zu Paris die Versammlung der Stände gehalten. Den Einfall, sie zusammen zu berufen, hatte der Prinz von Parma gehabt; und man muß gestehn, daß auf die Art, wie er es dabey anfangen wollte, um seine Zwecke zu

zu erreichen, unmöglich ein für die Sache des Königs verderblicherer Entschluß gefaßt werden konnte. Der Prinz wollte sie nach Rheims berufen; und indem er hier alle seine Kräfte angestrengt hätte, um sich zum Meister der Berathschlagungen zu machen, unterdeß seine überlegne Armee das Volk auf seiner Seite und die Großen in Furcht erhalten würde, war er sicher eine Wahl zu Stande zu bringen, die völlig den Absichten Spaniens gemäß gewesen wäre, und den erwählten König sogleich salben zu lassen. Etwas Schnelligkeit, große Freigebigkeit, eine wohl gewählte Gelegenheit, und über das alles ein Heer, das im Stande war, Ehrfurcht einzuprägen, dieß waren die rechten Mittel, alles zum Ende zu bringen, und den König auf ewig vom Thron auszuschließen.

Aber da der Prinz von Parma in dem Augenblick, wo es ausgeführt werden sollte, starb, sanken auch diese Entwürfe mit ihm ins Grab; oder wurden wenigstens nicht mit der Ordnung, dem Nachdruck und den andern nöthigen Hülfsmitteln ausgeführt. Zwar näherte sich sein Nachfolger, der Graf von Mansfeld, mit einem Heer endlich bis Nojon, aber da war man schon den Spaniern nicht mehr so gehorsam als vorher, ehe man die Hoffnung hatte, daß der König den Calvinismus abschwören würde; und Mansfeld kehrte wieder um, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Außerdem hatte man auch einen Umstand geändert, der dem Prinzen von Parma ein höchst wesentlicher Punkt gewesen hatte; nemlich, anstatt die Stände nach Rheims zusammen zu berufen, hatte der Herzog von Mayenne von dem Pabst und den Spanischen Bevollmächtigten, Don Diego d' Ibarra, dem Herzog von Feria, Inigo von Mendoza, und dem Grafen Johann Baptista von Taxis, die Einwilligung erhalten, sie zu Paris zu versammeln.

sammeln. Alle diese Personen hatten sich geschmeichelt, daß sie in einer Stadt, wo sie durch ihre Verbindungen, ihre versteckten Unterhandlungen, und ihre Geschenke den Meister spielten, tausend Maschinen würden in Bewegung setzen können, womit sie alle Stimmen gewinnen wollten. Aber kaum war dieß mächtige Korps ohne Oberhaupt versammelt, so fieng auch das verschiedene Interesse dergestalt an sich zu kreuzen, daß die Spanier, die blos eine Stimme wie die Andern hatten, und übrigens von allen Mitteln, sich mit Gewalt Gehör zu schaffen, entblößt waren, bald merkten, daß sie mehr Schwierigkeiten antreffen würden, als sie vorausgesehen hatten. Von diesem Augenblick an begannen sie zu fürchten, daß sie aus allen ihren Mühen und geheimen Unterhandlungen weiter keinen Vortheil ziehen würden, als die Sachen noch länger in der Verwirrung zu erhalten, bis endlich die Verwicklung so vieler Absichten und die Unmöglichkeit sie jemals zu vereinigen, von selbst die Wirkung hervorbrächten, den vernünftigsten Entschluß heran zu führen und annehmlich zu machen.

Wie war es auch möglich, den Pabst, oder vielmehr seine Legaten, die ihre besondern Zwecke hatten, den König von Spanien, die Herzoge von Savoyen und Lothringen, von Mayenne, Nemours, Mercoeur und Guise, und die Prinzen vom Geblüt, die auch jeder eine besondre Absicht hatten und nicht weniger vest darauf bestunden, unter einen Hut zu bringen? Sobald die Versammlung eröffnet war, setzten alle diese Parteien, die dieß jetzt als den entscheidenden Punkt ansahen, jede vor sich, tausend geheime Maschinen in Bewegung, die sich immer einander wechselseitig vernichteten. Nach ihren Begriffen von dem, was man seine Staatskunst nennt, verhüllten sie sich und suchten hinter einer Menge falscher Bewegungen zu entschlipfen,

pfen, um die Andern zu Ihrem Zweck zu führen; zu der schon so großen Verwirrung der verschiedenen Anschläge brachten sie nun noch eine solche Ebbe und Fluth der Meinung hinzu, daß sie alle in ein Labyrinth gestürzt wurden, wo Niemand sich mehr kannte. Keiner sagte gleich seine Gedanken rein heraus. Es schien, man habe sich das Wort gegeben, sich um die Wette zu verstellen, und seine Absichten blos errathen zu lassen.

Die Spanier folgten darin entweder nur ihrem gewöhnlichen Grundsatz und ihrem besondern Charakter, oder sie suchten vielleicht auch die Gemüther zu erforschen, um zu entdecken, ob die Franzosen auch gutwillig einen fremden Fürsten über sich herrschen lassen würden. Da sie sahen, daß sie durch Zaudern sich nur immer mehr von ihrem Zweck entfernten, schlugen sie endlich das vor, was von ihrer Seite noch das vernünftigste war, die Vermählung der Infantin mit dem Kardinal von Bourbon. Alle Französische Großen, mit den Guisen an ihrer Spitze, erwarteten nur, daß die Spanier diesen Schritt thäten, und vereinigten sich nun zu Einem Zweck, sich dieses Vorschlags zu bedienen, um zwischen dem König und dem Kardinal allen den Haß zu sehen, der zwey entschiedne Nebenbuhler aufbringen kann; und folglich auch zwischen dem Könige und den Häuptern der Gegenpartey, dem Grafen von Soissons, den Herzogen von Nevers, Longueville und Andern. Man ließ diesen Plan so weit gedeihen, daß die Artikel aufgesetzt, und durch Bellozanens Kanakal dem Kardinal zugesandt wurden. Da aber bald nachher alle die Großen sich dagegen vereinigten, wußten sie den ganzen Entwurf leicht zu vernichten. Zu welchem Ende, sieht man leicht; damit das, was sie dem Kardinal und den Prinzen vom Geblüt entzögen, auf sie selber zurückfallen möchte, so wie auf der an-

dern Seite die Prinzen vom Geblüt, indem sie sich um des Kardinalswillen zu vergessen schienen, es doch blos in Rücksicht auf sich selbst thaten, indem sie bedachten, daß nach ihm die Krone doch noch leichter an sie kommen könnte, als wenn ein fremdes Haupt sie trüge. Die Spanier durchschauten diesen ganzen Kunstgriff der Prinzen aus dem Hause Lothringen, und man erwartet wohl, daß sie ihn ihnen nicht verziehen.

Dieses gemeinschaftliche Interesse der Großen, welches sie gegen Spanien und die Prinzen vom Geblüt vereinigte, fieng nun an sich in so viel Zweige zu theilen, als Köpfe da waren. Jeder hielt den seinigen für fähig, das Diadem zu tragen. Verdruß und Eifersucht gefellten sich bald hinzu, und man stritt sich um die Krone, blos um das Vergnügen zu haben, sie einem andern zu entreißen; dieß war der Trost derer, die sich davon ausgeschlossen sahen. Mancher war blos gegen eine einzige Person erbittert, und war zufrieden, daß es ihm selbst nicht gelang, wenn er nur die ehrgeizigen Plane des andern vereiteln konnte. Hieher gehörte die Geistlichkeit, die, ohne Jemanden ausdrücklich nennen zu können, sich blos aus allen Kräften der Wahl des Königs von Navarra widersetzte. Mancher andre unternahm es, zwey, drey oder Mehrere der Streitenden auszustechen; und alle diese Ursachen verhinderten, daß kein Einziger im Stande war eine Partey zu machen, die Uebermacht genug gehabt hätte, alle seine Gegner mit fortzureißen. Das Volk, obgleich sonst Sklav genug seiner Vorliebe für einen Einzelnen, entschied sich nicht, wegen der Menge der Bewerber; und es wiederfuhr ihm bey dieser Gelegenheit, was man schon oft erfahren hat, daß es den Ton jener gleichgültigen und unbefangnen Leute, die sich stets im Publikum finden, annahm, und eine Sache von solcher Wichtigkeit zum

Schau-

Schauspiel machte, und blos über die, die das Unglück gehabt hatten ausgestochen zu werden, lachte.

Am Ende aber konnte doch dieß Spiel, dieser Wettkampf von Betrügereien nicht ewig dauern. Die Leidenschaften bemächtigen sich bey solchen Gelegenheiten der ersten Berathschlagungen und der ersten Bewegungen. Wenn das Zusammentreffen mehrerer Ursachen sie hindert, den Sieg davon zu tragen, dann läßt die Vernunft, die bey tumultuarischen Versammlungen nur langsam hervortritt, sich doch endlich erblicken, und nachdem man sie lange Zeit bestritten hat, folgt man ihr endlich aus Nothwendigkeit. Den ersten Schritt that sie dießmal durch das Organ des Parlaments, welches die verschiednen Vorschläge, die man hervorgebracht hatte, einen Spanischen oder einen Lothringischen König zu haben, reiflicher erwog, und fühlte, daß man ihm einen ewigen Vorwurf machen würde, wenn es einem so wichtigen Artikel in den Grundgesetzen des Reichs, als die Erblichkeit der Krone ist, zuwider handeln liesse. Es fieng damit an, daß es, ohne recht zu wissen was daraus entstehen würde, ein Arrêt gab, welches verbot, die Krone aus der königlichen Familie gehen zu lassen. Dieß war nichts weniger als ein neuer Gedanke; jedermann hatte ihn, jedermann fühlte, wie ungerecht es wäre, anders zu handeln; aber es schien, daß es nur daran gefehlt hatte, daß er mit Nachdruck und Ernst vorgetragen würde, um alle Gemüther fortzureißen. Das Arrêt that große Wirkung. Die Rechte der Könighchen Familie schienen nun tausend Personen geheiligt, die einen Augenblick vorher nicht daran gedacht hatten. Spanien, welches dadurch in seiner ganzen Erwartung getäuscht wurde, konnte den Streich ableiten, wenn es sich mit den Lothringern vereinigte, die er eben so gut traf; aber je mehr es geglaubt hatte,

auf ihre Stimmen rechnen zu können, um so unverföhnlicher wurde es gegen sie, sobald es sich von ihnen verrathen sahe. Sie konnten nie wieder einander nahe kommen, und ihr ewiges Mißverständniß bereitete unvermerkt ihrem gemeinschaftlichen Widersacher den Sieg.

Nur noch Ein Schritt gehörte dazu, aber dem widersetzte die Geistlichkeit sich aus aller Macht. Die Sachen blieben also noch einige Zeit im Stillstand. Man nahm, wie aus langer Weile, einige der abgenutzten Plane wieder vor. Die verschiedenen Hofnungen wurden wieder belebt, um bald auf immer zu verlöschen; denn jedermann gestand stillschweigend zu, daß aller Streit aufhören würde, sobald der König die Religion veränderte, und der Rath, ihn dahin zu bringen, riß am Ende alle Stimmen mit sich fort. Man beschäftigte sich jetzt damit, nicht mehr so leichtsinnig wie vorher, sondern mit einer lauterern und deutlichern Aussicht auf das wahre Beste des Staats; eine Aussicht, die von diesem Augenblick an das Ziel des Parlaments und des ganzen Volks wurde, und weiter keine Widersetzung fand, als von Seiten verschiedner Grossen, die durch ihren persönlichen Vortheil dazu angetrieben wurden.

Die Herzoge von Mayenne, Nemours and Mercœur zeigten die meiste Hartnäckigkeit, wie dieses auch von Leuten, die sich mit den größten Hofnungen geschmeichelt hatten, natürlich war. Aber mit allem ihren üblen Willen konnten sie doch nicht hindern, daß in der Versammlung der Vorschlag gethan und durch die Mehrheit der Stimmen durchgesetzt wurde, eine Unterhandlung mit dem König anzufangen. Wenigstens war es aber doch noch in ihrer Gewalt, die Wirkung derselben zu vernichten oder aufzuschieben; und das unterließen sie auch nicht. Sie bewegten dazu Himmel und Erde.

Erde. Sie setzten ihre Abgeschiedten in Bewegung, und machten sich den fehlgeschlagenen Versuch des Königs auf Selles zu Nutze. Sie ließen den Grafen von Mannsfeld vorrücken, der Noyon eroberte. Sie legten so viel Nachdruck, als nur möglich war, darauf, daß der Papst den Abgeordneten des Königs, dem Cardinal von Gondy und dem Marquis von Pisany, verbotenen hatte, nach Rom zu kommen, oder nur einen Fuß in das Gebieth seiner Heiligkeit zu setzen. Konnten sie sich schmeicheln, daß man nicht das Unschickliche eines solchen Verfahrens bemerken würde, nachdem sie oft feierlich versichert hatten, sie handelten blos für die Religion, und wären bereit sich Heinrichen zu unterwerfen, sobald er seine Irrthümer verlassen würde? Auch wurde Niemand dadurch getäuscht, und ob sie gleich alles das Gute dadurch vereitelten, welches die Zusammenkunft, die im Monath April zu Surène gehalten wurde, hätte hervorbringen können, so urtheilte man doch, daß dieß die letzte Anstrengung einer hinsterbenden Macht sey. Man sah deutlich, daß, wenn der König, nachdem er zugegeben hatte, daß zu dieser Versammlung kein Abgeordneter von der reformirten Religion käme, sich doch noch nicht ergeben hätte, dieses blos geschehen sey, weil die Eizisten selber weit mehr Schwierigkeiten über das Zeitliche gemacht hatten, als er über das Geistliche. Das Volk hauptsächlich ließ ihm völlig Gerechtigkeit wiedersfahren, und die Süßigkeiten des Stillstandes, welcher die einzige Frucht dieser Zusammenkunft war, brachte es ganz auf seine Seite. — Ich komme jetzt wieder auf den König selbst zurück.

Er hielt sich noch immer zu Mante auf, wo seine ganze Klugheit kaum zureichte, ihm eine Partey, die aus Leuten von so verschiedenen Gesinnungen bestand, unzertheilt zu erhalten. Die Versammlung der Staa-

ten hatte ihn Anfangs beunruhigt, und dieses um so mehr mit Recht, weil die erste Idee, die ihm dabey einfiel, war, daß eine dem Anschein nach so edle und so ehrwürdige Versammlung schnell ein Mittel gegen die Mängel des Staats finden würde. In dieser Furcht fieng er an, den Katholiken noch mehr als gewöhnlich zu schmeicheln. Er that selbst, wie man gesehn hat, einige Schritte, um den Pabst auszusöhnen, um nicht bey dem Einen sowohl als bey dem Andern die einzige Hofnung zu vernichten, die sie abhalten konnte, öffentlich mit ihm zu brechen. Man wird sich leicht vorstellen, daß dieses nicht geschehen konnte, ohne die Unzufriedenheit der Hugenotten in ihrem ganzen Umfange wieder zu erwecken; aber er war ihnen weislich zuvor gekommen, und es hatte den Anschein, als ob dieß alles blos in Folge jener allgemeinen Verathschlagung der Protestanten geschähe, wo, wie man sich noch erinnern wird, der Schluß gefaßt wurde, den Weg der Schonung und der Unterhandlung einzuschlagen. Wenn aber die Klagen zu heftig wurden, und der König sahe, es sey zu fürchten, daß sie sich zu einem für ihn unangenehmen Ausbruch könnten hinreißen lassen, dann wußte er sie durch irgend eine kriegerische Unternehmung zu besänftigen, welche die Völker nur noch mehr überführte, daß derselbe Fürst, der ihnen so gut und so sanft schien, durch seine Tapferkeit und seine Fähigkeiten im Kriege nicht weniger verdiente, über sie zu herrschen.

Sobald er von der wenigen Einigkeit der versammelten Staaten, von den Unruhen und Streitigkeiten, die bey jedem Worte entstanden, Nachricht bekommen hatte, hielt er diese Versammlung für das glücklichste Mittel, ihn seinem Ziel näher zu bringen. Er war jetzt um nichts mehr verlegen, als wie er sein Betragen gegen die große Menge von Vermittlern, die sich in
seine

seine Angelegenheiten mischten, sobald man in der Versammlung der Stände vorgeschlagen hatte, mit ihm zu unterhandeln, behutsam genug einrichten sollte. Er hätte von diesem Augenblick an weiter kein Hinderniß gefunden, den Thron zu besteigen, wenn er sich willig gezeigt hätte, die ungeheuren Forderungen zu befriedigen, welche die Großen und andre Mitglieder der Ligue jetzt an ihn zu thun begannen. Aber er wollte nicht, daß die Nachwelt ihm einst sollte vorwerfen können, er habe die Königliche Würde durch unwürdiges Nachgeben gegen die Habsucht und die Launen seiner Unterthanen erkauft. Er konnte sich des Throns nicht werther zeigen, als indem er so gut die natürliche Neigung und Ungeduld ihn zu besteigen, zu bekämpfen wußte.

Einigen von seinen bisherigen Gegnern muß ich jedoch hier Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ihre Anzahl ist nicht groß, aber ich wollte wohl dafür stehen, daß die Herren von Bellievre, von Belin und Jamet zum Beyspiel, bey den Schritten, die sie bey dem König thaten, keine Rücksicht auf ihr Interesse nahmen. Es kann auch so noch einige andre gegeben haben, von denen ich aber nichts vermuthen noch versichern kann. In Ansehung der Uebrigen werde ich mich begnügen die vornehmsten Unterhändler bey dem König, sowohl von Seiten der Ligue und der General-Staaten, als auch der Geistlichkeit und der Großen zu nennen. Die schon angezeigten Namen will ich nicht wiederholen; ich füge blos den Cardinal von Gondy, die Marschalls von Aumont und Bouillon, den Admiral Biron, die Herren von D, Bitry, Lux, du Plessis, la Verniere, Fleury und den Abt von Chesh an; viele andre sind unter dem großen Haufen vermengt geblieben, ob gleich nicht ein Einziger dabey war, der nicht sicher glaubte, die Geschichte werde einst von ihm, als von dem, der

den

den entscheidenden Streich geführt hätte, reden. Ich rechnete einst dem König über hundert von diesen Leuten bey ihren Namen her. Es würde ein schönes Gemälde geben, wenn man nur auf einen Augenblick das Herz dieser hitzigen Rathgeber öffnen und der Welt vorlegen könnte; Eitelkeit, Begierde nach Gunst, niedrige Vortheile, schimpfliche Kunstgriffe, Eifersucht, Betrug, Verrätheren, das wäre alles, was man darin finden würde.

Einige legten selbst in dem letzten Augenblick die Maske nicht ab, mit welcher sie das Vorrecht, sich dem König zu nähern, mißbrauchten, um ihn desto sicherer zu verrathen, und ihm Fallstricke zu legen, denen kein Anderer entgangen seyn würde. Ungern nenne ich hier Villeroi und Jeannin, aber die Sache ist zu bekannt, und ihre nachherige Scham, als der König ihnen zu Fontainebleau öffentlich darüber gerechte Vorwürfe machte, ist hinreichend, sie zu überführen, so wie auch die eigennützigte Art, mit der sich Villeroi nachher betrug. Nur noch erst zwey Tage vor der Abschwörung des Königs wußten diese beiden Herren sich so glücklich Mühe zu geben, daß sie eine geheime Versammlung zu Stande brachten, welche aus den Päpstlichen und Spanischen Ministern, den vornehmsten Häuptionern der Ligue, die gegenwärtig waren, und den Bevollmächtigten der abwesenden Herzoge von Nemours und Mercœur bestand. Hier ließ der Legat sie alle auf das Kreuz, das Evangelium und selbst auf die Hostie schwören, daß sie die Ligue so lange unterhalten wollten, bis man — es wird mir schwer, es zu sagen — auf dem Throne von Frankreich einen König sähe, der Spanien angenehm wäre, hauptsächlich aber den König von Navarra nie dafür zu erkennen, selbst wenn er auch sein Geburtsrecht durch eine aufrichtige Abschwörung unter-

unterstützte. Dieser Schmur, so voll Religion und christlicher Liebe, wurde in ein Paket, das die ganze Versammlung unterzeichnet hatte, eingeschlossen und nach Rom geschickt. Durch einen Brief, den der Kardinal von Placentia an einige Parlamentsglieder schrieb, und dessen Ueberbringer zu Lion durch die Soldaten des Königs gefangen genommen wurde, erhielt man Nachricht von diesem Stuck. — Ist es möglich, ärger mit Treu und Glauben, mit Tugend und Religion Spott zu treiben? — Ich glaube, daß dieser Zug, obgleich die Sache selbst erst später geschah, hier an seinem rechten Orte steht.

Unter dieser Menge von Unterhändlern und Rathgebern waren viele, die den König zu betrügen glaubten, und blos sich selbst betrogen. Er ließ sie bey dieser guten Meinung, um das Volk dadurch zu überreden, daß es sehr leicht sey, ihn dahin zu bringen, wohin man wollte. Ich habe dieß von dem König selbst gehört. Eines Abends besinne ich mich noch, ich glaube es war der 15. Februar, wo, nachdem alle Welt sein Zimmer verlassen hatte, der Sekretair Féret ganz in Geheim mich zu ihm zu holen kam. Er führte mich in das Schlafzimmer, wo ich ihn schon im Bette antraf. Der König gestand mir, er müßte diese Vorsicht gebrauchen, so oft er mit mir reden wollte, um weder die Katholiken, noch auch die Protestanten aufzubringen, die mich aus Eifersucht vielleicht noch mehr haßten als jene aus natürlichem Widerwillen. Nachdem er sich mit Ausdrücken, die für mich sehr schmeichelhaft waren, über diesen Zwang beklagt hatte, redete er mit mir von den Angelegenheiten, die man damals grade vor hatte, und von den künstlichen Bewegungen der Hofleute, um die Ehre der Entscheidung zu haben. Man hatte ihm wieder erzählt, daß ich gesagt hätte,

ich

ich fürchtete, er möchte nach seiner Gutheit mehr einräumen, als er nöthig hätte. Ich sah aber aus der Art, wie er mir den Zustand der Sachen darstellte, und die verschiedene Charaktere derer, die etwas forderten, zeichnete, daß ich mich geirrt hatte. Wenn ich über die Richtigkeit erstaunte, womit er auf den ersten Blick die Wahrheit zwischen allen den Schleiern, die sie verdunkelten, zu erkennen wußte, so schmeichelte mir es um desto mehr, als er seine Kenntnisse den meinigen unterwerfen wollte, und verlangte, ich sollte ihm den Weg vorzeichnen, auf dem er eine Sache zu Ende brächte, welche, die Wahrheit zu gestehen, bis auf den letzten Augenblick mit großen Gefahren verknüpft war. Vergebens suchte ich dies abzulehnen, ich erhielt blos einen Aufschub von drey Tagen, um einen Entschluß zu fassen. Bey dieser Gelegenheit war es, daß der König zum ersten mal von seiner Absicht, mir künftig einmal die Finanzen anzuvertrauen, mit mir sprach.

Nach dreitägiger reifer Ueberlegung gieng ich eben so ins Geheim zu dem König zurück. Ich war mit keinem der Anschläge zufrieden, die man ihm gegeben hatte, und die nur darin von einander abgiengen, daß der eine mehr Belohnungen für die vornehmsten Eigisten und andre interessirte Personen enthielt, als der andre. Meine Meinung war, die Sachen seyen noch nicht auf dem Punkt, um zum Schluß zu kommen, und das bewies ich aus folgenden Gründen: Der König sey von der einzigen Furcht befreit, die ihm hätte bewegen können, zum Ende zu eilen; von der Furcht nemlich, daß so viel Mitbewerber um den Thron sich nicht alle zum Vortheil eines Einzigen vereinigten, weil die Verbitterung zwischen den Prinzen, den Großen, und den Spanischen Ministern täglich neue Kräfte bekäme, so daß man erwarten könne, sie werden in kurzem einan-

der

der wechselsweise zu stürzen suchen. Diesen wesent-
 lichen Punkt vorausgesetzt, könne nichts anders daraus
 entstehen, als daß die Gleichgültigen und die besser Be-
 sinnnten sich um desto stärker an die Partey des Königs
 anschließen würden; diese Wirkung sey bey denen Städ-
 ten, die von der Ligue und den Kabalen zu weit ent-
 fernt wären, um den Eindruck und die Hitze derselben
 anzunehmen, schon außer Zweifel. Die Anführer der
 Ligue selbst würden aus Haß, aus Eifersucht und auch
 aus Rücksicht auf ihren eignen Vortheil einer nach
 dem andern kommen, sich ihm in die Arme zu werfen.
 Bloße Hofnungen, die er jetzt schöpfen ließe, würden
 ihm in voraus den besten Theil der Früchte der Ausfüh-
 rung gewähren, ohne daß er die Gefahr derselben wage-
 te. Diese Gefahr einer zu schnellen Ausführung
 wäre: gleich zuerst eine auffallende Trennung der Pro-
 testanten, welche zu dieser Veränderung noch nicht ge-
 nug vorbereitet wären; und daraus würden die aller
 unangenehmsten Folgen entstehen, weil der König der
 sämmtlichen Katholiken noch zu wenig versichert sey, um
 sie ihnen entgegen zu stellen, und daher der Willkühr
 der Einen und der Andern überlassen bleiben würde.
 Ferner würde er, wenn er sich ganz in die Arme der Ka-
 tholiken wüfse, sich in die Nothwendigkeit versetzen, alle
 ihre Forderungen, so ungeheuer sie auch seyn möchten,
 ihnen zuzugestehen, welches sowohl für jetzt als für die
 Zukunft die gefährlichsten Folgen haben würde. Man
 müßte allen diesen listigen Unterhändlern und den Häh-
 tern der Ligue Zeit lassen, ihren Forderungen eine feste
 Gestalt zu geben; dann würden sie merken, daß fast
 immer einer in die Fußstapfen des andern träte, dieß
 würde sie zwingen, von selbst von ihren unmäßigen An-
 sprüchen nachzulassen, einzusehen, daß wenn sie geringe
 Dienste zu hoch erhöben, sie es dem König unmöglich
 machten, sie zu befriedigen, und also sich endlich damit
 zu

zu begnügen, ihren Nutzen blos in dem allgemeinen Nutzen des Staats zu suchen. Die ersten, welche diese Partey ergreifen würden, würden die seyn, die nur durch fremde Mächte, welche vielleicht gern mit ihnen theilen möchten, angetrieben würden, Genugthuung zu suchen, weil sie die Ungerechtigkeit ihres Betragens einsehen müßten, so wie ihr Haß gegen die Fremden zunähme. Hingegen würden diese Fremden selbst, sobald sie sähen, daß der König so leicht nachgäbe, durch Andre das fordern lassen, was sie vielleicht für sich selbst nicht erhalten zu können glaubten.

Ich ließ den König bemerken, daß, was auch für Veränderungen in seinen Angelegenheiten erfolgen möchten, sie doch nicht so plötzlich geschehen könnten, daß es nicht in seiner Gewalt bliebe, sie zu verhindern, weil wenig Worte dazu hinreichten; daß hingegen durch Zaudern man die Schritte der Einen und der Andern deutlicher sehen und insgeheim die Verbindung trennen könnte, die unter ihnen seyn möchte, bis daß es zum völligen Schluß nur noch darauf ankäme, denen Genugthuung zu geben, die wirklich das Recht hätten, welche zu fordern. Um alles glücklich zu diesem Ziel zu leiten, sah ich nichts bessers zu thun, als das Betragen, welches der König bis auf diesen Augenblick beobachtet hatte, standhaft zu befolgen; Jedermann gut aufzunehmen, wenig zu versprechen, das Ende zu wünschen zu scheinen, die Schuld der Verzögerung auf die Hindernisse zu schieben, und fleißig daran zu arbeiten, sie zu heben. Mit einer ähnlichen Aufführung, dünkt mich, sollten beinahe alle mit Schwierigkeiten verknüpfte Staatsfachen behandelt werden. Man weiß schon, daß der Unterschied zwischen Uebereilung und kluger Eil darin besteht, daß diese letzte, eine Feindin der Unthätigkeit und Trägheit so gut als die andre, doch keinen Schritt

Schritt thut, worüber sie nicht den Verstand zu Rathe gezogen hat, und dennoch werden sie in der Ausübung fast alle Augenblicke verwechselt.

Indem ich so mit dem König sprach, bauete ich immer auf seine künftige Religionsveränderung, die ich voraussetzte, und da er nichts darwider sagte, zeigte er, daß diese Ceremonie ihn nicht aufhalten würde. Ich setzte nur noch Eins hinzu, man müßte, um diese Unterhandlung nicht in einen bloßen Zank und Gerede ausarten zu lassen, so wie seine Gegner thaten, einige kriegerische Unternehmungen damit verbinden. Da hierzu noch eine Menge andrer Gründe waren, so erboth ich mich, sie dem König schriftlich zu geben. Er antwortete mir, das sey nicht nöthig; er glaube alles einzusehen, was ich ihm noch könnte zu sagen haben, und wenn er selber Zeit hätte, so wolle er mir ein System mittheilen, nach welchem er für möglich hielte, die Katholiken selbst, wenn er sich mit ihnen vereinigt hätte, mit den Reformirten auszusöhnen.

Um diesen Entschluß von Punkt zu Punkt auszuführen, ließ der König nach seiner Rückkehr nach Mante, da die Zusammenkunft zu Surène abgebrochen war, andere, wo bloß über Religion disputirt wurde, zwischen den katholischen Doktoren und protestantischen Geistlichen anstellen, bey welchen er gewöhnlich zugegen war, und zugleich machte er seine Vorbereitungen um mit dem Monath April den Feldzug durch irgend einen wichtigen Streich zu eröffnen; mehr in der Absicht, seinen Ruf bey den Völkern zu behaupten, als einen Krieg ernstlich fortzusetzen, wozu es ihm durchaus an Gelde fehlte.

Diese Unternehmung war die Belagerung von Dreux, wozu er ein beträchtliches Anlehn auf die Stadt Mante gemacht hatte. Er brach von hier im Anfang

des Aprils auf und gieng zu Serisy über die Eure, unterdeß ich die nöthige Artillerie zusammenbrachte und nachführte. Der Admiral Biron schloß auf des Königs Befehl die Stadt ein, welche keinen großen Widerstand that. Die ganze Schwierigkeit bestand in dem Schloß und besonders in dem Grauen Thurm, welcher bombenfest war. Ich versprach dem König, ihn einzunehmen, wenn er mir vier Englische und Schottische Mineurs und eine gewisse Anzahl Arbeiter geben wollte. Diese Unternehmung wurde sehr getadelt, und meine Neider ergriffen diese Gelegenheit begierig, um mich zu demüthigen. Der König selbst zweifelte an dem Erfolg, indessen gab er mir alles, was ich gefordert hatte. Ich führte meine Minirer und Pionniers an den Fuß des Thurms, und um sie vor dem Feuer und den Anfällen der Belagerten zu schützen, bedeckte ich sie mit Blendungen und starken Stücken Holz. Darauf ließ ich sie mit solcher Anstrengung sich an das Werk machen, daß von 36 Pionniers, die ich hatte, nur immer viere auf einmal arbeiten konnten, weil die Härte des Steins ihre Kräfte erschöpfte, so daß sie fast in dem Augenblick, wo sie die Arbeit anfiengen, mit Schweiß bedeckt waren. Ich ließ sie fleißig ablösen, und das Werk gieng ununterbrochen fort, obgleich die von innen es zu vernichten suchten, indem sie große Quadersteine herabstürzten und ein heftiges Feuer machten. Da ich sah, daß ich den ersten Tag ungeachtet dieses tapfern Widerstandes eine Oefnung von fünf Fuß in der Höhe drey Fuß in der Breite und viere tief gemacht hatte, hielt ich den Erfolg beinahe für unfehlbar. Sechs Tage giengen mit derselben Arbeit hin. Ich schloß gegen 400 Pfund vorzügliches Pulver in verschiedne Kammern von sechs bis sieben Fuß ins gevierte, welche ich in der Dicke der Mauer gemacht hatte, und verschloß sie nachher durch feste Steine die mit Mörtel verbunden waren. Nur

zu

zu zwey dicken Schläuchen von trockenem Leder, mit gutem Pulver gefüllt, ließ ich Raum; sie berührten mit dem einem Ende das eingeschloßne Pulver, und kamen außerhalb des Thurms zusammen bey einer Pulverrinne, wo die Mine angezündet werden sollte. Der Herzog von Montpensier, der diese Maschine wollte einrichten sehen, bekam dabey einen Büchschuß ins Gesicht.

Alle Welt erwartete nun ungeduldig, wie diese große Arbeit zu meiner Verwirrung ausschlagen würde; und als man den Augenblick wußte, wo ich es losbrennen wollte, kamen sie alle zusammen, um die Wirkung daran zu sehen. Sie erfolgte nicht schnell; es entstand von Anfang nur ein dumpfes Geräusch und viel Rauch, und ich mußte schon eine Menge verächtlicher Blicke und Spottreden über meine Mine aushalten. Aber ich wurde schnell gerächt. Nach einer halben viertel Stunde stieg eine weit dichtere Rauchwolke von dem Thurm auf, und in demselben Augenblick sah man ihn grade in der Mitte auseinander bersten. Die eine Hälfte stürzte ein, und begrub eine Menge Männer und Weiber unter ihren Trümmern; der andre Theil blieb stehen, so daß man auf seinen Böden alle die, welche sich darin eingeschlossen hatten, ganz unbedeckt sehen konnte. Vor Schrecken über einen so fürchterlichen Zufall, wozu noch das Feuer kam, welches unsre Soldaten sogleich und ohne einen Fehlschuß zu thun auf sie machten, erhuben sie ein jämmerliches Geschrey. Der König hatte Mitleid mit ihnen, und verboth, ferner zu feuern. Er ließ diese Unglücklichen herunter holen, und schenkte jedem einen Thaler. Das Schloß ergab sich sogleich, und dießmal dachte ich, würde man mir das Gouvernement einer Stadt nicht verweigern, die fast allein durch mich eingenommen worden war; aber

der Herr von O machte sich eine Ehre daraus, auch diesmal den Vorzug vor mir zu behalten, und ich gab nach, da der König mir vorstellte, daß, bey dem Fuß, worauf er jetzt mit der katholischen Partey stünde, die Politik es erfordere, sie über eine solche Kleinigkeit nicht aufzubringen.

Heinrich begnügte sich mit noch einigen solchen kleinen Unternehmungen, und kam dann gleich nach Mantu zurück, um die Zusammenkünfte wieder anzufangen. Diese Abwechslung von Krieg und Unterhandlungen dauerte fort, so lange die Stände beisammen waren, und bis zum Tage seiner Abschwörung. Ich würde die Wahrheit verletzen, wenn ich nur zu dem Verdacht Gelegenheit gäbe, daß Politik, die Drohungen der Katholiken, Ueberdruß seiner Mühseligkeiten, Liebe zur Ruhe, der Wunsch sich von der Tyranney der Fremden zu befreien, und selbst die Liebe zu seinem Volk, so lobenswürdig sie an sich ist, die einzigen Gründe zu der letzten Entschließung des Königs gewesen wären. So viel ich von den innersten Gesinnungen eines Fürsten urtheilen kann, den ich besser als irgend Jemand gekannt zu haben glaube, so waren es zwar freilich wohl diese Gründe, welche ihm die erste Idee gaben die Religion zu verändern, und ich gestehe, daß ich selbst ihm keine andre angab, weil ich, obgleich ein Calvinist, nach dem Geständniß, das ich einst einigen der gelehrtesten reformirten Geistlichen entriß, immer fest überzeugt gewesen bin, daß Gott in der katholischen Kirche nicht weniger verehrt wird, als in der protestantischen: in der Folge aber kam der König dahin, daß er die katholische Religion für die sicherste hielt. Der Charakter von Offenheit und Aufrichtigkeit, den ich stets an ihm bemerkt habe, läßt mich glauben, daß er eine solche Verstellung sein ganzes übriges Leben hindurch nur schlecht behauptet haben würde.

Uebri-

Uebrigens beurtheile man das Geständniß, das ich hier ablege, nicht falsch. Es ist kein Wunder, daß Heinrich, der nie anders als in diesen unablässigen Zusammenkünften und Controversen hatte von Religion reden hören, sich auf die Seite hinziehen ließ, die man Sorge getragen hatte, stets zur siegenden zu machen, denn man muß hier als eine Frucht der weisen Erwartung des Königs bemerken, daß am Ende Alle bis auf die Protestanten, ja noch mehr, selbst bis auf die reformirten Geistlichen, die bey diesen Zusammenkünften gebraucht wurden, dahin kamen, daß sie fast überzeugt waren, die Religionsveränderung Heinrichs sey eine zum Wohl des Staats, zum Frieden und selbst zum Vortheil beider Religionen durchaus notwendige Sache. Durch diese Gesinnung entstand eine Art von allgemeiner Zusammenverschwörung in allen Gemüthern, ihn dahin zu lenken. Die reformirten Geistlichen vertheidigten sich entweder nicht mehr, oder thaten es doch nur so schwach, daß der Vortheil stets auf der Seite ihrer Gegner blieb. Sie murrten nicht, wenn man auch manchmal bey den Zusammenkünften ohne sie fertig werden konnte. Der Abt du Perron, der hier in seinem völligen Glanze erschien, war nicht der Mann der sich die Frucht seines Sieges hätte entreißen lassen, sanft und einschmeichelnd in der Unterredung, mit einer starken und überredeten Beredsamkeit, einem unerschöpflichen Vorrath von Gelehrsamkeit, der durch ein außerordentliches Gedächtniß stets auf das genaueste unterstützt wurde, den man weder besiegen noch eines Irrthums überführen konnte, wenn man nicht eine ganze Bibliothek zur Hand hatte, welches doch nur eine schläfrige Art der Vertheidigung wird. Von der Gefälligkeit gegen einen Fürsten bis zur Schmeicheley ist nur ein kurzer Schritt. Einige von den reformirten Geistlichen, die am meisten um die Person des Königs wa-

ren und die er wegen seiner Zweifel zu Rathe zog, verriethen ihren Glauben völlig, oder schmeichelten durch eine angenommene Verwirrung der Lehre, die man schon als die Religion des Fürsten betrachtete.

Die Häupter der protestantischen Partey waren nicht so leicht dahin zu bringen. Es gab Augenblicke, wo durchaus gar nichts bey ihnen auszurichten war. Vergebens stellte man ihnen vor, sie könnten durch ihre Hartnäckigkeit schuld seyn, daß der König die Krone nicht bekäme; daß bey der Nothwendigkeit, daß ein katholischer Fürst auf dem Französischen Thron säße, es doch ihr größter Vortheil sey, wenn dieses grade einen solchen träfe, der ihnen seit so langer Zeit schon zugehan gewesen wäre, und auf dessen Achtung sie sicher rechnen könnten. Sie hatten sich einmal geschmeichelt, einen Prinzen von ihrer Religion auf dem Thron, und ihre Lehre als die herrschende im Königreiche zu sehen; es schien ihnen sehr hart, dieser Vortheile beraubt zu werden, die freilich die Eigenliebe in jeder Religion für unersetzlich ansehen muß.

Sie ließen den König einen solchen Anfall von überläurer Laune empfinden, als einige der vornehmsten Städte im Lande, müde, unter dem Druck der unendlichen Menge kleiner Tyrannen zu seufzen, dem König entgegen kamen, und den Grafen von Belin an ihn abschickten, ihn um die Freiheit des Handels zu bitten. Heinrich war zu Mante oder zu Vernon, als Belin kam, ihm diesen Vorschlag zu thun, den er in der allgemeinen Rathsversammlung annahm. Kein einziger Protestant war der Meinung, daß man das Gesuch zustehen sollte. Noch sonderbarer ist es, daß sich die Katholiken alle eben so darwidersetzten, ohne einen einzigen triftigen, oder nur scheinbaren Grund angeben zu können. Alle mit einander verwirrten sich in ihren Berath-

rathschlagungen, sie fühlten wohl, daß ihre Meinung ohne Grund war, aber sie änderten sie deswegen nicht. Der König, der in diesem Augenblick mich erblickte, rief mir zu: „Und ihr, Herr von Kosny, was steht ihr da, und sinnet? Wißt ihr uns auch nichts entscheidendes zu sagen, so wenig wie die Andern?“ Ich nahm nun das Wort, und scheuete mich nicht, mich gegen alle die andern zu erklären, indem ich behauptete, man müsse hier gar nicht besinnen, das Volk durch einen Zug von Güte, den man leicht widerrufen könnte, wenn man sähe, daß er gemißbraucht würde, völlig auf die Seite des Königs zu bringen. Alle Stimmenden faßten meine Meinung sogleich mit einem Schrey der Mißbilligung auf, welches ich immer für eine Rache wegen der Einwilligung angesehen habe, die ich in dem Staatsrath, von dem oben die Rede gewesen ist, ihnen abgezwungen hatte. Der König mußte ihrem Ungestüm nachgeben, und den Grafen von Belin unverrichteter Sachen zurück kehren lassen.

Heinrich unterließ nicht, seine Betrachtungen über diese Verweigerung anzustellen, und da er urtheilte, es gehörten nicht viele von der Art dazu, um die Völker ohne Wiederkehr von ihm zu entfernen, und seine Feinde zu einem äußersten Entschluß zu bringen, so beschloß er seine Religionsveränderung nicht länger aufzuschieben. Er merkte wohl, daß er sich keine Hoffnung machen dürfte, den Widerwillen gewisser Protestanten zu besiegen, oder jemals von ihnen eine völlige Einwilligung zu diesem Schritt zu erhalten, daß er sie vielmehr ein wenig zwingen müsse, ohne auf einige Klagen, die zu nichts führen würden, zu achten. In Ansehung der Katholiken von seiner Partey kam es nur darauf an, ihnen die Furcht zu benehmen, daß er sie als Leute ansähe, deren er gewiß wäre, und also nur darauf

dächte, durch alle die Belohnungen, die er geben könnte, sich der Uebrigen zu versichern. Er erklärte daher öffentlich, daß er, wie mich dünkt, den 20. Julius zum Tage seiner Abschwörung angesetzt hatte, und bestimmte die Kirche von Saint-Denis zu dieser Feierlichkeit.

Diese Erklärung setzte die Ligue eben so in Verlegenheit, als sie das Volk und die royalistischen Katholiken mit Freude erfüllte. Die Protestanten, ob sie sie gleich erwartet hatten, murrten, zuckten die Schultern und thaten zum Schein alles, was sie bey diesen Umständen thun mußten, doch traten sie nicht aus den Grenzen des Gehorsams hinaus. Alle katholischen Geistlichen eilten herzu, mit dem Abt du Perron an ihrer Spitze, der von seinem Triumph berauscht war. Man drängte sich zu; alle Welt wollte an diesem Werke Theil haben. Du Perron, für den ich das Bisthum Evreux erhalten hatte, glaubte mir seine Dankbarkeit nicht besser bezeigen zu können, als wenn er sein Bekehrungsamt an mir übte. Er redete mich mit dem vollen Selbstvertrauen eines Siegers an, und that mir den Vorschlag, bey einer Feierlichkeit gegenwärtig zu seyn, wo er sich mit so vielem Lichte zu zeigen schmeichelte, daß keine Finsterniß ihm würde widerstehen können. Ich antwortete ihm: „Ihren Streitigkeiten, mein Herr, brauche ich nicht erst beizuwohnen, um zu wissen, auf welcher Seite die stärksten und wichtigsten Gründe sind. Die Lage der Sachen, Ihre Anzahl und Ihr Reichthum erfordern es, daß Ihre Entscheidungen den Vorzug behalten.“ Auch behielten sie ihn in der That. Der Hof fand sich zu Saint Denis sehr zahlreich ein, und alles gieng mit großem Gepränge und Pomp zu. Ich habe nicht nöthig, mich bey einer Beschreibung aufzuhalten, welche die katholischen Geschichtschreiber mit eben

eben so viel Umständlichkeit als Wohlgefallen geben werden.

Daß man in diesem Augenblick meiner noch würde nöthig haben, hatte ich nicht gedacht. Ich hielt mich als ein Mensch, der bey dem Schauspiel, das man giebt, gar nicht interessirt ist, in der Entfernung, als ich auf einmal den Abt du Perron kommen sah, den der Cardinal von Bourbon an mich schickte, um einen letzten Streit beizulegen, der über die Ausdrücke entstanden war, worin die Formel der Abschwörung des Königs abgefaßt seyn sollte. Die Priester und die katholischen Doctoren beluden sie um die Wette mit allen den Kleinigkeiten, wovon sie selber die Köpfe voll hatten, und hätten bald diese so sehr ernsthafteste Schrift dadurch ganz lächerlich gemacht. Die protestantischen Geistlichen und der König selbst wollten nicht, daß die Formel mit solchen kindischen Nichtigkeiten angefüllt seyn sollte, und es war darüber ein Zank entstanden, der beinahe alles abgebrochen hätte.

Ich gieng sogleich mit du Perron zu dem Cardinal von Bourbon, und wir kamen mit ihm überein, daß man bey dieser Handlung keinen einzigen von den zwischen beiden Religionen streitigen Punkten auslassen, dagegen aber auch alles andre als unnütz unterdrücken müsse. Beide Theile waren damit zufrieden, und die Formel wurde so aufgesetzt, daß der König darin alle Römische Lehrsätze über die heilige Schrift, die Kirche, die Anzahl und Gebräuche der Sakramente, das Opfer der Messe, die Transsubstantiation, die Lehre von der Rechtfertigung, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien, das Fegfeuer, den Ablass und endlich das Ansehn des Pabstes anerkannte, welches auch zur allgemeinen Zufriedenheit geschah.